

Rundbrief Nr.2

Halli Hallöchen, da bin ich wieder :)

Lange ist´s her, und irgendwie auch doch nicht so lang. Manchmal haben sich die Tage wie Ewigkeiten angefühlt und manchmal sind sie verflogen wie im Nuh. Es ist nun schon der siebte Monat gewesen, den ich mittlerweile hier in Perú, im Zuge meines Freiwilligendienstes verbracht habe. Zwei beginnende Monate meines Freiwilligendienstes bin ich zuvor noch in Haifa, in Israel Palästina gewesen und musste im Oktober wieder nach Deutschland kommen. Im Dezember habe ich dann die Möglichkeit bekommen für weitere acht Monate nach Perú kommen zu können (Mehr dazu in Rundbrief Nummer eins). Mittlerweile sind also weitere vier Monate vergangen, seit ich meinen letzten Rundbrief geschrieben habe und es hat sich schon wieder Einiges verändert. Schon komisch wie die Zeit so vergeht?

Für diesen Rundbrief habe ich mir ganz viel vorgenommen. Wahrscheinlich ein bisschen sehr viel zu viel. Aber das ist ok. Wäre ja nicht ich, wenn nicht... Also verlieren wir keine Zeit mit weiterem Geschwafel...

Vorerst möchte ich trotzdem kurz ein paar Ideen erklären, die mich in diesem Rundbrief geleitet haben. Zentrale Frage ist für mich nämlich gewesen, wie ich festhalten kann, was mich alles aus den vergangenen sieben Monaten Freiwilligendienst in Perú bewegt. Und diese prägenden Eindrücke, das ist eben nicht nur was ich mit meinen eigenen Augen sehen kann, sondern vor allem Gespräche als eine Art zu kommunizieren, und zwar mit den Menschen, die hier Teil meines Lebens geworden sind. Gespräche, die mir die Chance geben die Welt aus einer anderen Perspektive zu sehen, die ich vielleicht auch (noch) nicht verstehe. Sie haben mich ein weiteres Mal gelehrt wie wertvoll es ist zuzuhören und zu versuchen zu verstehen.

Deswegen habe ich mir Unterstützung für die folgenden Seiten gesucht. Habe Interviews mit Menschen geführt, die mich nicht nur in den letzten Monaten begleitet haben, sondern es auch weiterhin werden, weil sie nun auch einen Platz in meinem Herzen haben. Interviews, bei denen ich Menschen nach ihren Geschichten fragen wollte, sie selbst erzählen lassen, ihren Stimmen zuhören und zulassen wie sie damit auch meine Weltansicht verändern. Mutig sein Fragen zu stellen und zu bleiben um sich ihre ganzen Antworten anzuhören. Und so redeten wir, manchmal stundenlang, nebendran meine Sprachmemo-App am Aufnehmen. Mit Lehrerinnen im Colegio, mit meiner Gastfamilie am Esstisch, mit Menschen aus meiner neuen, zusätzlichen Einsatzstelle. Viel länger als die Interviews, dauerte es hinterher den ganzen Spaß zu transkribieren und am aller planlosesten war ich danach, als ich mich fragte was ich mit diesen endlosen Seiten auf Word nun anfangen sollte, da sie das Rundbrief Format in jeglicher Hinsicht sprengten (Und Spoiler: zu dem Zeitpunkt war es um das zehn Seiten Maximum schon geschehen). Hier sitze ich nun also, tippe munter wie eh und je vor mich hin und weiß immer noch nicht so recht wohin mich meine Finger führen werden, vier Wochen nach der Abgabefrist (ups). In den folgenden Seiten werdet ihr also verschiedene Personen, die erzählen wiederfinden. Und trotzdem ist es mir wichtig zu betonen, dass alle Gespräche von mir aus dem Spanischen ins Deutsche übersetzt wurden. Ich habe also versucht immer so nah wie möglich an den Wortbedeutungen zu bleiben und trotzdem sind es Wörter, die durch meine Übersetzung, nicht mehr von den eigentlich erzählenden Menschen selbst gewählt werden konnten. Dass das sprachliche Grauzonen sind, die auch Missverständnisse erzeugen können, damit würde ich gerne sensibel und transparent umgehen.

Zwischenseminar

Fangen wir nun allerdings erst einmal an, wo der letzte Rundbrief aufgehört hat. Wo sind wir stehen geblieben? Mitte Februar, die drei monatigen peruanischen Sommerferien würden bald enden. Doch davor ging es für mich noch zum Zwischenseminar. Eine Woche unter Freiwilligen, mittlerweile vielen



Freund*innen, mit denen ich in Deutschland bereits eine Reihe an Seminaren, im Zuge der Vorbereitung, verbringen durfte. Für mich sind die Seminare immer sehr wichtige Erfahrungen gewesen, bei denen ich viel lernen, die Gemeinschaft als große Energiequelle nutzen und den respektvollen Rahmen, den sie mir gaben wertschätzen konnte (Hört sich für Manche vielleicht etwas nach ich-will-meinen-Bossen-gefallen-Bewerbungsschreiben-pathetisch an, aber nein, Seminarliebe ist real!). In den Wochen zuvor stellte das Seminar für mich deswegen immer einen Anker dar, an dem ich mich festhalten konnte, der mir Halt gab, einfach weil ich wusste: „Da kommt etwas, worauf ich mich total freue“. Und tatsächlich ging ich hinterher mit dem Gefühl aus dem

Seminar heraus, dass es mir ganz viel gegeben hatte, was ich in dieser Zeit auch gebraucht habe. So beschäftigte sich unsere Truppe aus 16 FIF-Perú-Freiwilligen, in Begleitung von Perú-Referentin Anne, ehemaligem Vamos-Feiwilligen Arturo und dem Küchenteam Ernestina und Marcolina, eine Woche lang mit einer großen Palette an Themenbereichen. Mit am meisten hängen geblieben sind dabei für mich Einheiten zu Pädagogik, bei denen wir einen Fokus auf Ableismus, Resilienz und Klassismus gelegt haben, die Methode des „Theaters der Unterdrückten“, die kritische Betrachtung der Entwicklungszusammenarbeit im Hinblick auf systematischen, institutionalisierten Rassismus und was Allyship im Alltag versuchen zu leben bedeutet. Mal um Mal erstaunt es mich wie eindrücklich sich Planspiele, als heruntergebrochene Realität, in mein Gehirn einprägen. Ich merke, wie ich auch jetzt, vier Monate nach dem Seminar in den kleinsten Alltagssituationen an Seminareinheiten zurückdenke und jede Menge an Beispielen für zuvor theoretisch besprochene Themen finde. Auch wenn, oder wahrscheinlich genau, weil die Themen, die die Seminare ansprechen also viel Energie, Selbstkritik und Einlassen erfordern, kann ich aus ihnen jede Menge Motivation für praktische Umsetzung gewinnen. Auch fiel mir auf dem Seminar immer wieder auf, wie viele Dinge ich noch gar nicht an Perú und vielem mehr verstand und sie eigentlich gerne so viel besser verstehen würde. Nach der Woche Zwischenseminar ging ich dann also mit einem Rucksack voller Dreckwäsche und Fragen über Fragen zurück in den Alltag meiner Einsatzstelle.



„Primaria uno, Especial“

Hier im „Colegio Fé y Alegría No. 37“, meiner Einsatzstelle in San Juan de Lurigancho, Lima, Perú, begann im März wieder die Schule. Das Colegio ist eine staatliche, katholische Schule und sowohl Grund-, weiterführende Schule, Kindergarten und Integrationsschule in Einem. Für mich bedeutete das einen neuen Rhythmus, weil ich bis zu diesem Zeitpunkt, durch meine Ankunft im Dezember erst die Ferienbetreuung als irreguläres Schulleben kennenlernen durfte. Nun begann aber der Schulalltag, in dem ich vor allem in den Klassen der Kinder mit Be_Hinderung unterstützen würde. So wie der Rest der Schule, sind auch diese sechs verschiedenen Klassen, in Vormittags- und Nachmittagszyklen

aufgeteilt. Vormittags war ich von nun an also immer dabei bei der Gruppe der „Primaria uno“ (dt. Grundschule 1), den Kindern mit Be_Hinderung im Alter von ungefähr 6-8 Jahren. Begleitet wird die Klasse aus 16 Kindern täglich von ihrer Lehrerin, Miss Jeny und der „Auxiliar“ (dt. Aushilfskraft) Miss María de los Ángeles. Ich benutze bewusst die Vornamen der Lehrkräfte, da sie sich mir genauso vorstellten und von allen anderen im Colegio auch beim Vornamen oder als „Miss“ bezeichnet wurden. Insgesamt gibt es für die Klassen „Especial“ (dt. „Besonders“), wie sie im Colegio genannt werden, den Klassen der Kinder mit Be_Hinderung also, sechs unterschiedliche Lehrkräfte und sechs Aushilfskräfte. Anfangs verstand ich die Aufgabenverteilung und hierarchische Stellungen in diesem Team noch nicht. Schnell wurde mir aber klar, dass sie auch einen großen Einfluss auf die Unterrichtsweise haben. Ich merkte, wie besonders den Auxiliares eine Vielzahl an Aufgaben zugesprochen wird. So werden von ihnen für den Unterricht, zur Schul- und Klassenraumdekoration und zu speziellen Tagen immer jede Menge Schilder, Papierbuchstaben, gebastelte Geschenke, sowie jegliche Wanddekorationen geschnibbelt, gestanzt, bemalt, geklebt und so weiter (ich war erstmal verduzt als ich in meinen ersten paar Tagen fünf Stunden lang zum Blumen stanzen hingesezt wurde). Gleichzeitig sind sie aber auch diejenigen, die für das Putzen der Klassenräume zuständig sind, die im Unterricht immer der Lehrkraft unter die Arme greifen, also praktisch immer diejenigen sind, die überall da sein müssen, schauen, dass alles funktioniert, gut aussieht und vor- sowie nachbereitet wird. Dafür werden die Auxiliares aber viel weniger bezahlt als die Lehrerinnen, die für die pädagogischen und didaktische Gestaltung des Unterrichts und dessen Ausführung zuständig sind. Wenn ich Lehrerinnen schreibe, dann meine ich damit übrigens bewusst Frauen. Der Anteil der männlichen Lehrkräfte gleicht bei den Klassen der Kinder mit Be_Hinderung nämlich null und ist im Übrigen bei den anderen Klassen an diesem Colegio auch im Vergleich niedrig. Was auch genauso auffällt, wenn man sich die Geschlechterverteilung von Freiwilligen in sozialen Bereichen anschaut (Sidefact unser Freiwilligen-Jahrgang hat von 33 Menschen nur zwei Typen). Die Rollenverteilungen entlang von gesellschaftlichen Geschlechternormen, oder soll ich lieber Sexismus sagen, im sozialen und erzieherischen Rahmen gibt es egal ob in Perú oder Deutschland, weltweit.



Miss Jeny (Lehrerin in „Primaria uno“)

46 Jahre alt, arbeitet schon seit 14 Jahren als Lehrerin mit Kindern mit Be_Hinderung, ab 2016 im „Colegio Fé y Alegría No. 37“, sie lebt zusammen mit ihren zwei Töchtern, ihrem Mann und Hund in Lima

Was ist deine Motivation für deine Arbeit? Warum hast du dich dafür entschieden mit Kindern mit Be_Hinderung zusammenzuarbeiten? Und was willst du ihnen mitgeben?

„Als ich mich damals bei der Universität für „Educación Especial“ beworben habe, wusste ich gar nicht was das ist. Ich hatte zwei Optionen: „Educación básica Secundaria“ (weiterführende Klassenstufen) und „Educación especial“ (Klassen von Kindern mit Be_Hinderung). Man konnte beide Optionen markieren. Also habe ich beide angegeben. Und schlussendlich wurde dann für „Especial“ angenommen. Als ich dann bereits vier Zyklen studiert hatte kam eine Lehrerin. Sie fragte uns dann: „Wissen Sie was „Educación Especial“ ist? Man arbeitet in diesem Feld mit Kindern, die Behinderungen haben. Wie zum Beispiel das Down Syndrom. Wenn Sie diese Arbeit nicht suchen, dann gehen Sie und suchen Sie sich eine andere Arbeit.“ Damals hatte ich

eine Nachbarin, die einen Sohn mit Down Syndrom hatte. Ich erfuhr dann, dass es die Möglichkeit gibt als Freiwillige bei Gruppen der „Especial“ dabei zu sein. Und das habe ich dann gemacht, um es mal auszuprobieren, um zu sehen, was „Educación Especial“ ist. Und da kam ich dann in einen Klassenraum mit 20 Kindern. Das war das erste Mal, als ich gesehen habe, wie ein Kind einen Epilepsie Anfall bekommen hat. Die Lehrerin hat mir erklärt was man dann machen muss. Dort waren auch einige Kinder mit dem Down Syndrom dabei, die sehr witzig waren. Und von dort an habe ich Gefallen an der Arbeit gefunden. Das war dann auch, als ich entschieden habe, ja ich will diese Berufslaufbahn weiterführen. Und das war dann auch meine Motivation.



Was mich während des Arbeitens motiviert ist vor allem das Vertrauen, dass die Kinder in mich stecken. Denn sie vertrauen dir sehr. Sie sagen zwar nicht was sie wollen, aber sie wissen, dass du dich um sie kümmerst. Diesen liebevollen Umgang, den sie dir entgegenbringen, die Hoffnung, die sie in dich haben. Und ja dann sind wir streng zu ihnen, geben ihnen viele Grenzen, reden manchmal grob. Aber gleichzeitig kennen wir sie, ihre Stärken. Selbst wenn wir sie noch nicht kennen, lernen wir sie Stück für Stück kennen. Und es sind eben diese Kinder, die mir jeden Tag so viel beibringen. Und vor allem, wenn du gerade schlecht drauf bist, mit viel negativer Energie ankommst, dann löst du dich in dieser Arbeit von all den Problemen. Es ist ein bisschen so, als würden sie mit dem was sie machen, dem Chaos, dass sie

manchmal anstellen dir sagen: „gib uns jetzt deine Aufmerksamkeit!“. Und hinterher gehe ich dann viel erleichtert wieder nach Hause.

Das Ziel ist, dass sie selbstständig werden. Auch wenn es manchmal viel kostet. Und es tut mir leid, dass ihre Eltern manchmal nicht mehr unterstützen. Weil ihre Kinder diejenigen sind, die die Konsequenzen tragen müssen. Wenn sie zum Beispiel viel zu spät zum Abholen kommen, dann frage ich mich: Welche Schuld hat deine Tochter, dass du sie jetzt warten lässt? - Das sind deine Eltern, nicht du. Wir wollen, dass die Kinder autonom sind, und nicht so abhängig von anderen. Oder selbst wenn sie es sind, dass es nur minimal ist. Ein Stück weit werden sie durch ihre Behinderungen immer abhängig ein.“



Findest du das peruanische Schulsystem gibt Kindern mit Be_Hinderung genügend Raum?

„Nein. Guck mal, der Staat hat vorgegeben, dass es zwei Erzieherinnen pro Klassenraum „Especial“ geben muss. Aber es gibt so viele Kinder, weil die Bevölkerung hier immer stärker zunimmt, dass die Lehrkräfte gut ausgebildet sein können und den Kindern trotzdem nicht genügend Aufmerksamkeit geben können. Zum Beispiel beim Modell der Inklusion in regulären Schulklassen merkt man das. Dann sind es insgesamt 30 Kinder, wie soll die Lehrkraft dann diese ganze Gruppe händeln und gleichzeitig noch für die Inklusion von besonderen Kindern sorgen? Es geht einfach nicht bei so vielen Kindern. Das ist also der Knackpunkt und der Staat sieht das nicht. Er stellt nicht genügend Unterstützung zur Verfügung. Genauso auch diese Gruppe hier. Eigentlich sollten es insgesamt nicht mehr als acht sein, aber in Realität sind es 16. Also doppelt so groß. Was können wir dann machen? Es geht einfach nicht. Und ablehnen geht auch nicht, es gibt nicht genügend Schulen. Ich glaube also, auch wenn ein bisschen Rücksicht genommen wird, es ist zu wenig. Es wird nicht genügend Unterstützung bei den

Inklusionsmodellen bereitgestellt. Und wenn die Eltern nicht die finanziellen Mittel haben, um ihren Kindern Therapie, ob physisch oder psychisch, zu bezahlen, dann gibt es keine Möglichkeiten. Und die Lehrkräfte können das auch nicht ausgleichen. Das alles erschwert die Bildung der Kinder. Diese Möglichkeiten könnte der Staat geben, aber er macht es nicht. Aber es sollte eine qualitative Schulbildung für die Kinder geben. Genauso wie für die anderen auch.“

Was für Unterschiede gibt es im Unterricht für „Educación Especial“ und „Educación Básica“?

„Im Unterricht der besonderen Kinder wird darauf geachtet, dass die Kinder nicht alle gleich lernen. Alle haben unterschiedliche Fähigkeiten. Und wenn die Lehrkraft diese Unterschiede identifiziert, die Art wie sie lernen, dann kann sie auch viel besser arbeiten. Und das gleiche gilt für die Kinder. Sie können so viel lernen. Aber es liegt an uns wie wir das umsetzen. Und wie wir den Kindern beibringen mit diesen Unterschieden umzugehen. Damit die Kinder sehen, dass die Behinderungen gar nichts schlechtes sind. Denn viele andere Menschen außerhalb erschrecken sich. Haben Berührungsängste. Ich glaube, wenn Kinder seit einem jungen Alter sensibilisiert werden, dass all diese Unterschiede existieren, dann werden sie, wenn sie groß sind, auch verstehen was eine Behinderung ist. Sie werden emphatisch sein. Meine große Tochter zum Beispiel habe ich, seitdem sie klein war, mitgenommen zur Arbeit. Ich habe sie gebeten mir zu helfen (*ihre Tochter ist mittlerweile Schülerin an selbigem Colegio). Und heute erzählt sie mir, wenn die Kinder aus meinen Klassen mit ihr reden. Sie fragt mich warum nicht mit der Lehrkraft. Sie ist sehr rücksichtsvoll und versteht die Kinder aus meinen Gruppen. Sie versteht auch mich. Meine andere Tochter genauso, aber leider kann ich sie jetzt nicht mehr so viel zur Arbeit mitnehmen, weil sich die Vorgaben als ich die Arbeit gewechselt habe, geändert haben. Jetzt ist das verboten, das war es dort nicht. Deswegen, ich glaube der Unterschied ist wie man es Kindern seit jungen Jahren beibringt. Damit sie, wenn sie groß sind sensibel sind und wissen, wie sie anderen begegnen. Weil das mit allen Menschen anders ist. Wie wir Menschen alle unterschiedlich sind, ob Behinderung oder keine Behinderung, wir sind alle unterschiedlich.“

Wie würdest du deine Erfahrungen, mit Freiwilligen im Klassenraum zusammenzuarbeiten, beschreiben?

„Oft ist es so, dass die Freiwilligen kommen und zu Beginn Angst haben. Und mit der Zeit gewinnen sie an Erfahrungen mit den Kindern, erleben das Vertrauen, dass die Kinder direkt in sie stecken. Dazu kommt, dass Freiwillige manchmal kommen und kein spanisch können, uns also auch nicht verstehen.



Dann fragen sie die ganze Zeit „qué, qué?“ Und dann lernt man sich gestikulierend und mit Zeichen zu verständigen. Und so unterstützen sie uns dann, das funktioniert auch wirklich gut. Mir fällt dann immer auf wie die Freiwilligen sehr schnell eng mit den Kindern werden. Ich finde das sehr schön, dass die Freiwilligen, die kommen das dann alles machen, ohne etwas im Rückzug dafür zu bekommen. Und dann arbeiten wir alle zusammen. Und hier in „Espacial“ ist mir vor allem wichtig, dass sie mir auf meine Kinder aufpassen. Dass sie mit ihnen zusammenarbeiten. Und bis jetzt kam mir nicht einmal vor, dass mir ein Freiwilliger gesagt hätte nein. Alle unterstützen dich wirklich in dem was du machst. Das ist eine schöne Erfahrung.“

Wie würdest du Lima als Stadt zum Leben beschreiben?

„Vor einiger Zeit war es noch ruhiger. Mittlerweile habe ich mehr Angst. Ich für meinen Teil fühle mich unsicher in dieser Stadt, bin sehr aufmerksam, ob es im Bus ist, oder überall. Es kann immer jemand einsteigen, der dir alles klauen könnte. Und vor allem wenn wir mit unseren Kindern raus gehen aus der Schule, dann wird den Kindern wenig Respekt entgegengebracht. Es fehlt sehr stark an Sensibilisierung in Hinsicht auf die Behinderungen. Und ich glaube das hat kulturelle Hintergründe. Es fehlt vor allem an Bildung. Wenn du zum Beispiel in andere Distrikte von Lima gehst, dann bleiben Menschen stehen, wenn sie sehen, dass da eine Person mit Behinderung ist, lassen ihr den Vortritt. Hier in San Juan de Lurigancho nicht, hier ist überall Chaos. Aber da kommt es auch wieder auf alle einzelnen Personen an. Aber ich, wenn es jetzt nur um mich alleine geht, ich habe mittlerweile Angst einfach so raus zu gehen, unterwegs zu sein. Wenn wir aber über schöne Orte zum Besichtigen reden, dann ja klar, davon gibt es sehr viel in Lima. Es gibt hier sehr viele schöne Stellen, klar auch das leckere Essen. Man könnte sagen, ich kann stolz auf mein Land sein. Und all das, was es hat.“



Miss María de los Ángeles (Auxiliar in “Primaria uno”)

26 Jahre alt, ausgebildete Lehrkraft für den Kindergarten, arbeitet dieses Schuljahr zum ersten Mal, als Aushilfskraft mit Kindern mit Be_Hinderung, hat zwei Töchter, ist verheiratet, wohnt zusammen mit ihren Eltern in Lima

Warum hast du dich dafür entschieden Lehrerin zu werden und was motiviert dich im Alltag?

„Ich habe mich damals dafür entschieden „Docente“ (dt. ~Lehrerin) zu werden, weil ich gerne den gleichen Stundenplan wie meine mittlerweile schon neunjährige Tochter haben wollte. Damit sie nicht so viel alleine sein muss. In Unternehmen arbeitet man locker 8-9 Stunden, jeden Tag. Aber, auch wenn die Schule weniger Arbeitszeit vor Ort bedeutet, nimmt man hinterher auch mehr Arbeit mit nach Hause. Aber das war meine Motivation. Da ich mittlerweile auch schon selbst im Kindergarten mit den kleinen zusammengearbeitet habe, konnte ich schon ihre Liebe spüren, ihr Verständnis, die Bindung, die sie zu deiner Person haben, wie sehr sie sich freuen, wenn sie etwas lernen, wie sie dich als so ein besonderes Vorbild, eine Magierin, eine Prinzessin wahrnehmen. Das ist so ein schöner Umgang, wie sie dann zu mir gerannt kommen, um mich zur Begrüßung zu umarmen und „Miss, Miss!“ rufen. Das gefällt mir wirklich sehr. Vor allem begeistern mich auch moderne Lernmethoden, spielerische Ansätze, bei denen Kinder ganz vieles lernen können. Spielen und Lernen gleichzeitig, das finde ich toll!“

Was ist der Unterschied zwischen der Position als Lehrerin und der als Aushilfskraft?

„Lehrerin zu sein bedeutet viel mehr Freiheit. Eine Strategie zu wählen, die du dann in deinem Klassenraum verfolgen kannst. Aushilfskraft zu sein limitiert dich an dieser Stelle viel mehr. Du kannst nicht die Lernmethoden anwenden, die du als sinnvoll empfindest, weil das Aushilfskraft-Sein sich darüber definiert die Unterstützung der Lehrkraft zu sein. Du bist also nicht die



Innovation, sondern sollst den Anweisungen der Lehrkraft folgen. Denn die Lehrkraft gibt die Anweisungen, damit der Unterricht für die Kinder voran geht. Für mich war das immer eher eine Teamarbeit. Weil beide, die Lehrkraft und die Aushilfskraft fundamentale Teile des Klassenraums sind. Weil es alleine nicht geht. Und auch wenn es dann unterschiedliche Herangehensweisen gibt, füllen beide so unterschiedliche Rollen aus. Und ich glaube, wenn Lehrkraft und Aushilfskraft zusammenarbeiten, dann wäre das förderlich für die Kinder. Man merkt das. Wenn die beiden also, wie man so schön sagt, beide eine Sprache sprechen, dann verstehen die Kinder auch besser was Sache ist.“

Was denkst du nimmst du aus deiner Erfahrung, als Auxiliar bei „Especial“ dabei gewesen zu sein, mit?

„Ich glaube vor allem, dass mir das im Hinblick auf Kinder, die Teil des Inklusionsmodells sind, sehr hilft. Um mit ihnen umzugehen, sie zu verstehen und mit ihnen arbeiten zu können. Bei „Especial“ sind die Kinder viel abhängiger von den Erwachsenen. Um sich fortzubewegen, aufs Klo zu gehen, prinzipiell bei allen Aktivitäten. Auch wenn die Beeinträchtigung, der Kinder von denen ich hier spreche aber minimaler sind. Und da kann ich vieles mitnehmen, ob es um Kinder mit ADHS geht, oder autistische Kinder. Wie ich ihnen helfen kann, ob es Piktogramme sind, oder anderes, die ich dann anzuwenden weiß. Und auch um zu verstehen, dass diese Kinder eine konstante Routine brauchen. Weil diese Kinder sonst nicht verstehen ob etwas jetzt so oder anders ist. Für sie nehme ich also die Konstante mit. Aber ich merke auch, dass ich noch ganz vieles lernen kann, weil mir noch so viel zum Verständnis fehlt.“



Freiwilligenrolle im Colegio

Zu Beginn des Schuljahres wurde ich ziemlich schnell gefragt, ob ich mir vorstellen könnte zusätzlich noch Englischunterricht nachmittags zu geben. Bereits von vorherigen Freiwilligen wusste ich, dass sie in diesem Rahmen Beschäftigung gefunden haben. In diesem Schuljahr seien die staatlichen Budgets für Englischlehrkräfte stark gekürzt worden, weshalb der Vorschlag von Seiten des Direktorats war, ich könne im halbstündlichen Wechsel von Grundschulklasse zu Grundschulklasse gehen und das drei Stunden lang. Unterricht geben ist also ein irreführender Begriff, viel mehr sollte ich neben den Lehrkräften eine Art Aussprache-Unterstützung sein. Schnell war mir klar, dass ich, nicht nur wegen

der vielen stressigen Wechsel, gar keinen Gefallen an dieser Idee hatte. Ich fühlte mich wieder in eine Rolle gedrängt, mit der ich mich sehr unwohl fühlte. Was ich damit meine, ist ein unangenehmes Gefühl, dass ich bereits von den deutsch-„Talleres“ (dt. Workshops) der Ferienbetreuung kannte (Zu dem Thema habe ich in meinem ersten Rundbrief mehr erzählt). Eine Rolle als weiße, großgewachsene, Autorität, von der direkt angenommen wird, dass sie intellektuell, womöglich sogar gebildeter ist. Umso mehr noch, weil ich neben der Lehrkraft stehen würde. Sie vermutlich sogar verbessern solle, weil direkt angenommen wird, ich würde es besser wissen und das als eine nicht-Muttersprachlerin und ohne meine Englischkenntnisse abzufragen. Wenn ich mich jetzt vor diese Schulklassen stelle, wie es von mir erwartet wurde, in diesen ohnehin viel zu kurzen Zeiträumen als, dass die Kinder wirklich etwas mitnehmen könnten, geschweige denn ich die Kapazität hätte für die Mengen an Schulklassen Inhalte vorzubereiten, welche Vorurteile bestärke ich dann damit? Was ist das für eine Rolle, die die Kinder durch mich vermittelt bekommen würden?

Seit ich im Verlauf meines Freiwilligendienstes im Dezember nach Perú kommen durfte, fällt mir, ob durch direkte oder indirekte Kommunikation, sehr stark auf, wie ich hier auf andere wirke. Und das, ohne etwas dafür zu tun. Das können die kleinsten Alltagssituationen, oder Kommentare sein. In Gesprächen, Begrüßungen, kontextlos auf der Straße, oder auch anhand von häufigerem Catcalling. Catcalling Erfahrungen, dazu zählen nicht nur schmalzig grüßende oder pfeifende Männer, sondern vor allem auch Autos (Hupen allgemein ist als Kommunikationsmittel nicht zu unterschätzen!). Gerade San Juan de Lurigancho ist ein Distrikt in Lima, in dem man nicht besonders viele weiße Menschen sieht. Oft heißt es an dieser Stelle, es sei hier „gefährlich“. Bedeutet, ich falle auf, ob ich es will oder nicht. Und all diese Adjektive, wie schön, entwickelt, intelligent, gut, wichtig, sauber,... sind Beschreibungen, die vor allem viele Menschen, die mich (noch) nicht besonders gut kennen, äußern, auf die ich sehr sensibel geworden bin. Jedes Mal erinnern sie mich daran, wie unberechtigt es ist, dass ich von fremden Menschen so wahrgenommen werde. Werde unglaublich sauer auf das rassistische System dahinter. Gerade zu Beginn habe ich mich deswegen sehr missverstanden von allen gefühlt, so als würde es niemanden wirklich interessieren wer ich bin, sondern nur mein Hautton gesehen werden. Ich fühlte mich sehr ekelig in meiner Haut und fand alles anstrengend. Aber auch Menschen kennenlernen, etwas eigentlich energetisierendes für mich als extrovertierte Persönlichkeit, war nun verbunden mit einem Maskottchen- und Prestige-Gefühl. Etwas, bei dem ich nicht mitmachen wollte, mich versuchte zu wehren und dadurch zu Beginn lieber selbst isolierte.

Und besonders das Colegio, mit Tausenden an Schüler*innen und Hunderten Lehrkräften ist ein Ort, der mir diese Privilegien Mal um Mal mehr als deutlich macht. Das können Gruppenselfies im Kollegium sein, die geschossen werden, kurz danach plötzlich auf meinen Kopf gezoomt und gesagt wird „Deine Haut ist so schön, ich würde so gerne auch hellere Haut haben“. Das können aber auch unterschwellige Botschaften sein, zum Beispiel, wenn der Direktor mir regelmäßig anbietet bei Festen in seiner Nähe zu sitzen, bei den „wichtigen Leuten“, höher als „die anderen“ oder in Distanz. Dann spüre ich immer all die Kinderaugen auf mir, die mich als eine weitere von diesen weißen „Miss Alemania“- Freiwilligen ansehen. Denn auch wenn ich den allergrößten Teil der Kinder nicht kenne, kommen fast täglich Kinder zu mir und umarmen mich aus dem nichts. Selbiges gilt für, wenn ich angelächelt, begrüßt oder angesprochen werde, statt Lehrkräften die neben mir laufen, die die Kinder sehr wohl kennen. Das alles sind Situationen, die mich super unwohl fühlen lassen. Die mir gleichzeitig auch sehr bewusst machen was für Bilder von weißen Menschen, sowie BIPoC (=„Black, Indigenous, (and) People of Color“) Realität sind, rassistischen Systemen, die natürlich Hand in Hand mit allen anderen Diskriminierungsformen gehen. Wie koloniale Strukturen einen großen Einfluss darauf haben wie unsere Welt heute ist und warum sie so ungerecht ist. Wie Kinder systematischen Rassismus so selbstverständlich internalisieren und ich, egal wie sehr ich es versuche, viel weniger daran verändern kann, wie ich wahrgenommen werde, als ich gerne würde. Genau, weil es vielleicht nicht nur ich bin, die da gesehen wird, sondern das wofür ich stellvertretend stehe. Und dass gerade meine Freiwilligenrolle sogar genau das Gegenteil bewirkt von dem was ich will, sie diesem System beiträgt. Und somit auch, wie institutionalisierter Rassismus immer noch unberechtigterweise koloniale

Strukturen und Machtverhältnisse „legitimiert“ (ich finde keinen passenderen Begriff, der beschreiben könnte was ich meine, denn schließlich nehme ich diese Struktur als alles andere als legitim wahr). Sie vielleicht versucht zu verstecken in kulturelle Debatten, aber im Endeffekt das Gleiche, diese große Ungerechtigkeit, ist.

Und all diese Momente, die mir bewusst machen wie ich als Freiwillige auf andere wirke, sind auch der Grund warum ich mich dann frage: Was habe ich für eine Ausbildung, um berechtigt zu sein lehren zu dürfen? Hier gibt es ausgebildete Lehrkräfte. Wie trage ich zu rassistischen Machtstrukturen bei, wenn ich mitmache, Teil dieses Versteckspiels der Ungerechtigkeiten bin, daraus sogar profitiere, und mich als Aushängeschild oder Maskottchen darstellen lasse, einfach nur dadurch, dass ich schon da bin? Wieso wird bei mir, als englisch nicht-muttersprachlerin auf gute Englischkenntnisse geschlossen? Was sagt das über hegemoniale Strukturen auch innerhalb des sogenannten „Westens“, oder globalen Nordens, aus? Was erzeugt die Annahme, Englisch sprechen zu können verschaffe bessere Chancen, für weitere Annahmen und falsche Versprechen? Warum sollten die Kinder Englisch lernen, wenn indigene Sprachen, die in Perú viel mehr praktiziert werden, wie z.B. Quechua und Aimara immer weiter verloren gehen? Diese Möglichkeit wird im Gegensatz zu Englisch nicht einmal angeboten, geschweige denn verpflichtend gemacht. Was erzeugt das Für Zwänge, sich an ein System anpassen zu müssen? Und was für Probleme entstehen dadurch für die Kinder? Sind das wirklich Freiheiten? Wieso sind sie dann so alternativlos, sind das nicht dann nicht viel mehr Zwänge?

Egal ob ich nun im Englischunterricht oder in anderen Kontexten in der Schule war, so merkte ich, dass ich, egal was ich versuchte immer Teil dieses ungerechten Systems war. Egal wie sehr ich versuchte zu fliehen, es anders zu machen oder zu verändern. Und das ist eine sehr frustrierende Erkenntnis, die sehr viel Ohnmacht auslösen kann. Genau dadurch, dass ich, selbst wenn ich ein Teil von diesen Strukturen bin, mich aber versuche aktiv gegen sie zu stellen, zumindest in kleinen Schritten, beginnend in mir selbst, aktiv wahrzunehmen, Verantwortung für mein Handeln zu übernehmen, zu hinterfragen, anzusprechen und zu kritisieren (in aller erster Linie wieder mich selbst) versuche ich aber zumindest in mir, vielleicht als eine moralische Haltung, Distanz zu dieser Realität herzustellen, um mit ihr umgehen zu können. Dafür erstmal zu erkennen wie komplex all diese Zusammenhänge sind und welche Dilemmas sie erzeugen. Mich abzugrenzen von etwas, dass ich nicht gut finde, egal wie ich aussehe und wo ich hineingeboren wurde. Um mich ein bisschen freier zu fühlen. Ende der Geschichte ist jedenfalls, ich habe zwei Nachmittage die Springerin zwischen den Englischunterrichten gespielt und wurde dann erstmal krank.

Im Verlauf der vergangenen Wochen hatte ich mir eine Bronchitis eingefangen, die bei all den Eindrücken in den wenigen ersten Tagen, den vielen Kindern und bestimmt auch dem Stress, den das alles in mir verursachte, dann schlussendlich ausgelöst wurde. Die Kombi scheint mein Immunsystem wohl doch ein bisschen zu viel gefunden zu haben und fesselte mich daraufhin für fast zwei Wochen an mein Bett. Eine Zeit, in der ich mich sehr eingesperrt fühlte, und die ich als psychisch herausfordernd und schwierig in Erinnerung habe. Dieses, mich mit mir selbst eingesperrt fühlen, löste in mir ein Tief aus, das ein weiteres Mal ziemlich viele Zweifel und Ängste hervorholte. Keine neuen Gefühle, vielmehr ein Päckchen aus Ballast, dass alle immer irgendwo in sich mittragen. Und auch wenn dieser Zeitraum nicht das erste oder letzte Mal war, in dem ich mich fragte, ob ich den Freiwilligendienst abbrechen sollte, weil alles mir falsch vorkam, so gab es irgendwas in mir, dass mich weiter „durchhalten“ lassen wollte. Dieses Tief, von dem ich rede wurde wahrscheinlich bestärkt durch den Kontrast zum Seminar, bei dem ich so viele Leute in meinem Alter um mich herum hatte, die mich glücklich machten, im Gegensatz zu meinem begrenzten Gefühl in San Juan de Lurigancho, einer Gastfamilie und der Einsatzstelle.

Dieser Schutzmechanismus, den mein Kopf dann ganz intuitiv machte, sich abgrenzen wollte, Freiheit suchen, weglaufen, indem er fragte ob ich nicht besser aufhören sollte, war etwas wofür ich mich in

diesem Moment stark selbst verurteilte. Aber im Nachhinein glaube ich verstanden zu haben, dass dieser Fluchtgedanke das schlaueste war, was mein Kopf in dieser Zeit hätte machen können. Weil er sich selbst eine Möglichkeit zur Wahl gab. In einem Umfeld, dass sich zu diesem Zeitpunkt noch wie ein Gefängnis des Unbekannten anfühlte. Ein Umfeld, von dem ich merkte es konnte meine Bedürfnisse, besonders die nach sozialem Kontakt und einem Gefühl von Freiheit im Moment nicht befriedigen, wie ich es zuvor gewohnt war, wie ich es benötige. Hinterher brauchte es auch nach diesem Tiefpunkt für mich eine Zeit des Selbstbemitleidens, um zu erkennen, dass hinter diesem Gefühl und diesen Gedanken, die ich da hatte, nicht nur meine kleinen Problemchen, sondern ein ganzes System steckte. Ein System, dass ich genauso wiedererkannte, wenn ich anderen Menschen hier, bei ihren Plänen auszuwandern zuhörte. Genauso wie wenn mir täglich erzählt wurde, wie unglaublich müde viele um mich herum von dem Leben, wie sie es führen müssen, sind. Und dann wurde mir überhaupt erst mal bewusst, was für ein riesen Privileg das ist, die Möglichkeit zur Wahl zu haben, das Wissen über eine Flexibilität bekommen zu haben, die dieses Konstrukt, das ich Welt nenne, mir bietet, aber weitaus nicht für alle. Der Grund warum ich gerade das machen kann, was ich mache, diesen Freiwilligendienst. Sagen zu können im August geht es für mich dann wieder zurück nach Deutschland. Und das macht mich unglaublich wütend und traurig, dass ich viele Menschen zurücklasse, die nicht die Möglichkeit haben, andere Lebensrealitäten verstehen zu lernen. Dann merke ich, wie diese Privilegien eine Last sind. Eine Last und Verantwortung, die ich eigentlich gar nicht haben will, nicht in diesem unausgeglichene Maß. Etwas, in das ich hineingeboren wurde, ohne darum gebeten zu haben.

Jedenfalls ging ich, als es mir gesundheitlich wieder besser ging, dann mit meinen Ansprechpersonen, Miss Evelyn und dem Direktor, er wird im Colegio immer nur als „der Direktor“ bezeichnet, ins Gespräch, ob ich nicht auch ausschließlich bei den Klassen der Kinder mit Be_Hinderung mit dabei sein könnte. Und auch wenn ich es nicht unbedingt einfach fand das Gespräch zu suchen, weil die Schulstruktur, sowie ihre hierarchische Konstellation wenig Möglichkeit zu Gespräch oder Feedback bietet, so wurde kurz darauf versucht eine gemeinsame Lösung zu finden. In den folgenden Wochen schnupperte ich daraufhin in die verschiedenen Nachmittags-Klassen der Kinder mit Be_Hinderung hinein und konnte entscheiden bei welcher Gruppe ich von nun an unterstützend mitwirken wollte. Von Anfang an hatte ich gemerkt, dass ich mich viel wohler fühlte mit Gruppen aus vergleichsweise etwas älteren Kindern. So kam es dann auch, dass ich von nun an bei einer Gruppe aus durchschnittlich 14- bis 16-jährigen Kindern, die in der Anzahl 12 sind, mit dabei sein durfte. Sie werden von der Lehrkraft Miss María de los Ángeles und der Auxiliar Sally begleitet. Im Gegensatz zu den ganz kleinen, drei jährigen Kindern, tendierten sie nämlich tatsächlich auch nicht dazu zu weinen, wenn sie mich sahen (ich schiebe immer alles auf meine Größe aber ich weiß ja nicht). Stattdessen hatte ich bei dieser Gruppe speziell das Gefühl, dass wir uns irgendwie verstanden. Nicht durch Worte, sondern weil ich mich irgendwie nicht mehr so anders fühlte, hier war anders sein normal. Und das machte anders sein nicht nur total in Ordnung, sondern vielleicht sogar ein Stück weit echt cool. Was auch immer anders und normal heißt, das sei jetzt mal so dahingestellt.

„Primaria dos, Especial“

Miss María de los Ángeles (Lehrerin in “Primaria dos”)

Wie wird man Lehrer*in?



„Nach dem Schulabschluss gehst du, wenn du angenommen wirst, auf eine Universität. Wenn du nicht angenommen wirst, bereitest du dich für die Aufnahmeprüfung der Uni für das nächste Jahr vor. Dort studierst du dann ca. 5 Jahre lang. Gerade die großen, guten Unis sind schwierig, um dort angenommen zu werden. Und es gibt zu viele Menschen, die an diese wenigen Unis gehen wollen. Es gibt einen großen Wettkampf. Ich war in Chosika (Provinz in der Nähe von Lima) auf einer Uni, habe „Educación especial“ studiert. Dort habe ich meinen Master gemacht.“

Seit wann arbeitest du hier im Colegio und wie funktioniert das mit den Freiwilligen hier?

„Seit 2010. 14 Jahre schon, damals war die Direktorin noch eine Nonne und es gab auch schon Freiwillige. Seitdem kamen jährlich andere. Viele konnten nicht so gut spanisch, dann konnten wir nicht so viel reden. Dass Freiwillige kommen, ist vielmehr ein Erfahrungen-austauschen, als eine Unterstützung. Klar sie unterstützen, aber vor allen lernt man sich kennen es sind vor allem die Freiwilligen, die lernen. Du bist in meinem Land, also kann ich dir auch helfen. Erfahrungen, die man austauscht und zusammen erlebt. Die Freiwilligen beginnen Beziehungen zu den Kindern aufzubauen, lernen die peruanische Küche kennen. Manche kommen wieder her um zu Besuchen. Ich sehe die Freiwilligen als Möglichkeit zum Austausch, von Ideen, von Lebensrealitäten in verschiedenen Ländern, man redet. Die Freiwilligen kommen und reisen hier auch immer. Dann bringen sie uns Schokolädchen mit.“

Was weißt du über Deutschland, oder wie stellst du dir das Leben dort vor?

„Also, ich konnte mittlerweile schon mehrere Freiwillige aus Deutschland kennenlernen, wir haben Klassenräume geteilt. Klar habe ich sie immer gefragt: „Wie ist Deutschland? Die Menschen dort?“- Sie meinten zu mir es gäbe nicht so viele junge Menschen, zumindest weniger im Vergleich zum Anteil der Jugend hier. Dass die Familien nur ein oder zwei Kinder haben. Nicht so wie hier vier, fünf oder mehr. Oder 12, 13.“

Was für ein Stereotyp kommt dir in den Kopf, wenn du an Deutschland denkst? Was denken generell Menschen hier über Deutschland?

„Ach sie sagen, ui die „Gringos“, die Deutschen sind sehr groß, sind schön, mit blauen Augen, blond. Ein entwickeltes Land. Ein fortgeschrittenes Land. Sie haben gute Konzepte in Deutschland. Und die Freiwilligen, die wir hatten, genauso. Es ist sicherer. Zum Beispiel kannst du deine Sachen dort auch mal liegen lassen. Aber hier? Hier wird es dir geklaut. Wird in Deutschland auch geklaut?“

Und würdest du auch gerne mal Deutschland, zum Beispiel, sehen?

KLARO UIII. Wenn mir jemand die Möglichkeiten geben würde nach Deutschland zu gehen, ich würde es tun. Packt mir meine Koffer und dort heirate ich dann einen „Gringo“! *lacht*

*Gringo/-a: Über diesen Begriff wird gesagt, er etablierte sich als Widerstandsbezeichnung für amerikanische Soldaten während des Mexikanisch- Amerikanischen Krieges 1846-1848. Der Begriff sollte Parolen entspringen, die sich auf die grünen Uniformen der Soldaten bezogen: "Green go!". Oft habe ich allerdings auch die Erfahrung gemacht, dass der Begriff einfach als Bezeichnung für jegliche weiße Menschen genutzt wird, ohne Anspielung auf geschichtlichen Kontext.



Miss Sally (Auxiliar in „Primaria dos“)

Wie sieht dein Alltag aus?

„Ich bin gerade am Studieren und Arbeiten gleichzeitig. Es ist ziemlich hart. Und neben meiner Tochter habe ich noch weitere Familie, um die ich mich kümmere. Es ist ein bisschen kompliziert, aber nichts ist unmöglich. Ich will gerne Lehrerin mit meinem Titel sein, das gäbe mir mehr Flexibilität und Selbstständigkeit, dann kann ich an verschiedene Schulen gehen, zum Arbeiten.“

Woher kommt deine Familie, beziehungsweise woher kommst du?

„Huánuco, aus Perú, meine ganze Familie. Ich wohne hier in Lima, ich bin hierhergekommen. Einige Verwandte von mir auch.“

Ich werde hier im Colegio oft gefragt was ich schon alles von Perú gesehen habe. Aber ich frage mich wie ist es mit euch?

„Schau mal, du bist zum Beispiel nach Cosco gegangen, oder? Ich bin von hier. Und klar würde ich auch gerne Cusco sehen. Aber das ist alles sehr teuer. Es ist in meinem Land und ich kenne es nicht.“

Neuer Rhythmus: der Schulalltag

Mein neuer Rhythmus bestand von nun an also daraus vormittags (8-13 Uhr), wie gehabt bei der Gruppe der jüngeren 6- bis 8-Jährigen und nachmittags (14- 17 Uhr) bei den älteren 14- bis 16-Jährigen, Klassen der Kinder mit Be_Hinderung mit dabei zu sein. So versuchte ich erstmal mich an den neuen Alltag zu gewöhnen und mir gewisse Routinen aufzubauen. Mir fielen schnell viele Unterschiede in Hinsicht auf Unterrichtsaufbau und Weise, im Vergleich zu dem, wie ich es aus meiner Schulzeit gewöhnt war, auf. Deswegen war ich zu Beginn auch sehr überfordert wie diese Unterstützung, von der ich hier die ganze Zeit rede, überhaupt aussehen soll. Gerade was den Unterricht von Kindern mit Be_Hinderung angeht, wurde mir nämlich erklärt, die Kinder würden besonders viel Routine und Struktur benötigen. Sie soll Hilfestellung zur Selbstständigkeit in alltäglichen Abläufen sein, etwas womit die



Kinder Sicherheit gewinnen können, wie die Dinge funktionieren. Schon im Verlauf der ersten Wochen, in denen ich begann die Klassen der Kinder mit Be_Hinderung zu begleiten, merkte ich, wie herausfordert diese enge Struktur für mich persönlich aber war. Jeden Tag war es derselbe Klassenraum, mit denselben Kindern, denselben Lehrkräften und dem gleichen Rhythmus. Eine Struktur, von der ich mich durch ihre Einseitigkeit sehr bedrängt fühlte. Ich versuchte mich aber an diesen neuen Rhythmus zu gewöhnen und nahm vor allem in den Anfängen eine eher beobachtende Rolle ein.

So fielen mir viele Dinge auf, die ich gerade zu Beginn schwer einzuordnen fand und teilweise immer noch finde. Ich verstand zu dem Zeitpunkt wie gesagt noch wenig vom Schulsystem, den hierarchischen Strukturen, der Erziehungskultur und wie Bildungsunterschiede nicht nur mit „wollen“, sondern in erster Linie vor allem aber mit „können“ zusammenhängen. Zumal ich nur die Klassen der Kinder mit Be_Hinderung kenne, bei denen ich unterstützend mitwirke. All diese Eigenschaften eines Unterrichts werden aber natürlich immer unterschiedlich von Lehrkräften ausgelebt werden. Deswegen will ich gerade was meine persönlichen pädagogischen Beobachtungen und ihre Beschreibung angeht, vorsichtig sein was für Vorurteile aus ihnen entstehen können. Schließlich bewertet jede Person unterschiedlich und setzt andere Grenzen was richtig und was falsch ist, was Erziehung angeht erst recht. Das Letzte, was ich bewirken will, ist Erzieherinnen zu beschuldigen, die einen so wichtigen Job machen und so ehrliche Absichten dahinter haben, aber genauso wie die Kinder vom Schulsystem, den sozio-ökonomischen Möglichkeiten und Diskriminierungs- und Machtsystemen eingeschränkt werden. Zumal ich mich nicht einmal berechtigt dazu fühle pädagogische Urteile treffen zu können, oder immer gut einordnen zu können.

Hier also ein paar Beobachtungen, die ich speziell in diesem Colegio machen durfte, durch meine subjektive Brille: Was mir aufgefallen ist, ist wie gehorchen - „obedece“, das würde ich noch oft hören, eine große Rolle einnahm. „Höre auf deine Mutter!“, „Höre auf deine Lehrerin!“, „Setz dich auf deinen Stuhl!“, „Spiele am Tisch mit dem Spielzeug!“, „Mache was ich dir sage!“, „Renne nicht herum!“, „Male die Blume in dieser einen Farbe aus!“ ... Ich merkte, wie sensibel ich für autoritären Unterrichtsstil bin und wie genau dieser in mir ein starkes Zuwider auslöste. Gerade, wenn ich dann regelmäßig beobachtete wie Kinder an Stühle gebunden wurden, weil sie nicht stillsitzen wollten. Wie vorschnell mit Strafen gedroht wurde. „Ich rufe jetzt gleich deine Mutter an, ich schicke ihr ein Bild, was du gerade machst und dann erzähle ich es noch dem Direktor!“. Und wie vor allem negativ Bewertungen Kinder zu Verhaltensänderung bewegen sollten. Mir fiel auf, dass Kritik und Verhaltenskorrektur eine viel größere Rolle als Lob einnahmen. Genauso wie, dass statt latenter Präsenz, wie ich sie in Grundkursen näher gebracht bekommen habe, vielmehr physische Präsenz als Anforderung auch an mich gestellt wurde. So wie ich es wahrnahm, versuchten die Lehrkräfte nämlich tatsächlich immer überall alles zu sehen, mitzubekommen und direkt zu „korrigieren“. Für mich fühlte sich das an, als würde versucht werden die Kinder überall zu kontrollieren. Ein ziemlich anstrengender Anspruch also, gerade bei der Menge an Kindern.



Ich begann oft zu fragen: „Warum darf sie nicht mit der Farbe ausmalen, mit der sie ausmalen will?“, „Warum, darf er nicht auch auf dem Boden spielen, wenn am Tisch ohnehin so wenig Platz ist?“, „Warum können wir nicht eine Runde fangen im Hinterhof spielen, wenn sie rennen wollen?“, „Warum

muss sie denn still auf ihrem Stuhl sitzen?“. Viele dieser Beobachtungen lösten in mir anfangs eine kleine Schockreaktion aus. Gerade weil ich merkte, dass das auch Ansprüche waren, die ich wahrnahm, denen ich aber nicht gerecht werden konnte und wollte. Mir wurde erklärt wie wichtig es sei, dass die Kinder lernten was richtig und was falsch sei. Im Endeffekt nichts anderes, als ein grobes Verständnis von gesellschaftlichen Normen. So würden sie selbstständiger sein können.

Ich merkte aber mit der Zeit auch vor allem, dass die Anzahl der Kinder in den Klassen schlichtweg zu groß war, als dass die Lehrkräfte individuell auf die Bedürfnisse jedes Kindes eingehen konnten, oder verstehen konnten was genau jedes einzelne Kind wollte oder brauchte. Wie auf Disziplinarmaßnahmen, als eine Möglichkeit, zurückgegriffen wurde, um irgendwie mit so einer großen Gruppe an Kindern mit Be_Hinderung arbeiten zu können. Deswegen wird der Großteil der Unterrichtseinheiten in der ganzen Gruppe, frontal gemacht, mit Hilfe von Lernliedern, kleinen



Theaterstückchen und den unterschiedlichsten Hilfsgegenständen. Was mir immer sehr positiv in Erinnerung geblieben ist, sind besonders die Einheiten, bei denen die Kinder simple Alltagssituationen Stück für Stück nähergebracht bekommen haben. Dinge wie Gesicht oder Obst waschen erklärt bekommen, Tortilla braten, oder gemeinsame Kleinstausflüge zu Fuß zum Markt, einen Block entfernt. Genauso aber auch sportlichere, koordinative Unterrichtseinheiten, die von den Kindern, wie ich es wahrnehme, sehr gemocht und vor allem auch gebraucht wurden. Zu Beginn, in der Phase, in der ich mich noch stark an den Unterricht und die Umstände gewöhnen musste, kam es mir noch sehr selten vor, dass wir diese Einheiten, die ich gerade erwähnt habe gemacht hätten. Stattdessen gab es viele kollektive ausmal-Arbeiten, bei denen ich mich sehr oft

fragte, wo ihr Sinn lag, wenn eine große Anzahl der Kinder entweder nicht in der Lage war einen Stift in der Hand zu halten, stattdessen viel mehr für sie ausgemalt wurde, oder den Kindern vorgegeben wurde welche Farben Hauttöne anscheinend haben müssten (Wer kennt ihn nicht, diesen typischen „Hautfarbe“- Stift?). Mit der Zeit merkte ich aber, wie die Lehrkräfte immer mehr praktischere Einheiten in den Unterricht einbauten, weshalb ich mich in einigen Hinsichten auch selbst dabei ertappte wie ich über Unterrichtsstyle zu vorschnell geurteilt hatte. Und das bedeutet nicht, dass ich das kritische Hinterfragen von Unterrichtsmethoden oder Maßnahmen, gerade was Disziplin angeht, relativieren oder wieder zurückziehen möchte, sondern viel mehr in einen größeren Kontext einordnen, in Systeme, die all dem zugrunde liegen. Denn nicht nur ich musste mich an den Unterricht gewöhnen, sondern nach den langen Schulferien vor allem auch die Kinder und die Lehrerinnen selbst. Und das hat mit großen Ein- und Umstellungsprozessen zu tun, gerade bei so großen Gruppen. Genauso wie auch gerade in Erziehungsprozessen, sowie pädagogischer Ausbildung viele Diskriminierungsformen eine große Rolle spielen.

Für mich selbst konnte ich vor allem eine große Lehre aus diesem Prozess herausziehen: Ich möchte gerne Erziehungsfragen oder -handlungen aus Kindesperspektive betrachten und bewerten, aus einer naiven Weltansicht, die nicht das Ziel hat gesellschaftlichen Normen zu gefallen, sondern sie viel mehr zu hinterfragen und kontrollieren nach ihrer Berechtigung. Denn genau diese „Normen“ und ihr Einfluss auf den Unterricht, den ich hier begleiten darf, machten mir deutlich wie schwierig sie oft für Kinder mit Be_Hinderung zu verstehen sind, und wie richtig das vielleicht sogar auch ist. Nicht verstehen zu wollen, warum das T-Shirt denn jetzt bitte rot und nicht blau ausgemalt werden muss. Weil ich es dir sage??? Deswegen will ich öfter fragen bis zu welchem Punkt Normen und die Disziplin sie einzuhalten, gewisse Dinge wirklich erleichtern, auf persönlicher Ebene, im Alltag, oder auch auf gesellschaftlicher. Wann sie ihren Zweck als Handlungsrichtlinien und Bewertungshilfen also erfüllen,

sie sich damit selbst erklären und rechtfertigen. Aber auch wo ihre Grenze zu Diskriminierung liegt. Im Falle der Kinder mit Be_Hinderung besonders die Grenze zum Ableismus und Adulthoodismus.

Der Zwiespalt aus, ich will der Lehrerin nicht in ihrer Arbeit im Weg stehen und gleichzeitig trotzdem so mit den Kindern umgehen, wie ich es für richtig halte, war eine Frage, deren Balance ich täglich erprobte und versuchte es auf meine Weise zu machen, so wie es sich für mich richtig anfühlte. Zum Beispiel nutzte ich immer mehr die etwas freieren Zeiträume im Unterricht, um mich mit einigen Kindern auszutoben, zu spielen oder schlichtweg herumzublödeln. Und das ließ mich wirklich sehr zusammenwachsen mit einigen der Kinder. Weil ich das Gefühl hatte sie würden mich verstehen und sich von mir vielleicht auch ein Stück weit verstanden fühlen. So wurden die Kinder mit der Zeit in der wir uns besser kennenlernten, mehr Bindung entstehen konnte, mein Hauptgrund und Motivation, warum ich jeden Tag in die Schule ging. Die strahlenden Augen, die morgens auf mich zugerannt kamen um mich zur Begrüßung zu umarmen, das Lachen über tollpatschige Unfälle, das wilde Herumgestikulieren oder die Handküsse zur Verabschiedung.

Und trotzdem hatte und habe ich große Schwierigkeiten damit, einen Sinn in meinem Alltag zu finden, weil ich ihn in meiner Rolle im Colegio einfach nicht sah oder sehe. Auch genau, weil ich wusste, ich gehe so bald schon wieder. Merkte, wie all diese Eindrücke viel für mich waren, ich abends immer total platt zurückkam, eigentlich sogar schon in der Mittagspause. Es mir an Menschen fehlte, mit denen ich über all das, was ich miterlebte, reden konnte. Diese Energie, die mir fehlte, es auch schwierig machte solche Menschen zu überhaupt zu suchen, geschweige denn zu finden. Ich fühlte mich sehr einsam und fehl am Platz und gerade das nahm mich psychisch sehr mit. Gleichzeitig merkte ich immer mehr, wie diese Energielosigkeit, die ich da spürte, die Anstrengung, die Müdigkeit, wieder mal nicht nur mein Einzelproblem war, sondern auch von den übrigen Lehrkräften und vielen Menschen in meinem, um ganz kleine Stückchen wachsenden Umfeld, geteilt wurde. Wie Sprüche wie „die Kinder sind so anstrengend“ oft eine viel größere, systematischere Ursache hatten. Ich merkte auch hier wieder, wie das Erkennen dieses Systems, das ich als Ursache vieler Gefühle erkannt zu haben meinte, für mich eine hilfreiche Stütze war, um mir meinen Alltag zu erklären. Um auch Verständnis entstehen lassen zu können für die Menschen in meinem Umfeld, um mich solidarisieren zu können. Etwas, das sehr abstrakt klingen mag, „sYstEM??“, und mir trotzdem Raum gab Gefühle zuzulassen. Wütend zu sein, Traurig, Machtlos, aber gleichzeitig auch, wie mich das Verstehen motivierte die Dinge anders anzugehen, ich zu sein, zuzulassen, glücklich zu sein zu wollen.

Beziehung zur Gastfamilie

Parallel zu meiner Eingewöhnungsphase im Colegio, die viel länger ausfiel, als ich es jemals erwartet hätte, merkte ich gleichzeitig, wie ich mich in meiner Gastfamilie immer wohler fühlte. Wie ich langsam das Gefühl bekam ganz tolle, tiefe Beziehungen mit den Menschen aufzubauen, mit denen ich da seit Monaten unter einem Dach wohnte, die Mahlzeiten teilte und immer mehr tiefe Gespräche entstanden. Ein Wirkungsgefüge, weil durch die enger werdende Beziehung mehr Vertrauen entstand, weil die Sprachbarriere immer weiter sank aber auch weil man sich zunehmend besser nachvollziehen und auf einander einlassen konnte. So lernte ich mit der Zeit immer mehr zu verstehen. Auch Wörter einzuordnen und genau zu überlegen, mir vorzustellen was das gerade bedeutet, was mir erzählt wird. Besonders mitgenommen hat mich deswegen immer, wenn mir Geschichten von früher, aus der Entstehungszeit San Juan de Luriganchos, erzählt wurden. Weil diese Beschreibung von vor wenigen Jahren so anders waren als das, was ich heute sah und wie ich doch vieles auch noch im Jetzt erkannte und mir zu erklären versuchte.



Aurelia Tacora Alata (Gastoma)

62 Jahre alt, betreibt einen Kiosk, unterstützt nebenbei noch im Baumarkt (beide Läden befinden sich im vorderen Teil der Wohnung der Familie) und erledigt gemeinsam mit ihrer Tochter die Hausarbeit

Wie lange lebst du schon in Lima?

„Ich komme aus Puno. Nach Lima kam ich im Alter von 12 Jahren. Damals habe ich begonnen als Hausmädchen zu arbeiten und das dann für lange Zeit gemacht. Und in Montenegro bin ich mittlerweile jetzt auch schon 39 Jahre lang, seit der Gründung bin ich schon hier, bis jetzt. Als ich hierhergekommen bin, nach Montenegro, war mein einziges Kind Jacqui drei Jahre alt, das war 1985.“

Wie hat sich Montenegro, bzw. San Juan de Lurigancho in diesem Zeitraum verändert?

„Lima hatte bis 1980 nur ca. 1 mio Einwohner. Bis zu den Neunzigern wurden es dann 5 Millionen und jetzt sind es schon 12. Es stieg also stark. Lima war früher nicht wirklich groß, bis die großen Migrationswellen begannen. Vieles, auch San Juan de Lurigancho existierte damals noch nicht. Erst neun Jahre nach der Gründung Montenegros 1994 hatten wir hier Wasser und Strom. Davor gab es das nicht. Mit Kerzen und Wasser aus Gefäßen haben wir gelebt. Es gab keine Transportmöglichkeiten, keine Busse. Die letzte Haltestelle war ein ganzes Stück Fußweg entfernt. Von dort aus sind wir jede Nacht bis hierhergelaufen, um schlafen zu gehen. Morgens sind wir zu Fuß wieder dorthin gelaufen. Hier gab es nichts zu arbeiten, alles war Wüste. In Plastik und zu Wänden geflochtenen pflanzlichen Materialien haben wir hier gewohnt. Aus mehr bestanden die Häuser hier nicht. Wir haben viel gelitten, es war halt alles Wüste, es gab nichts. Als es dann das Colegio hier gab, haben wir dort unser Wasser mit Eimern holen können. Alle einzeln, Eimer für Eimer. Und niemand wollte wirklich hier leben, weil es so viel Leid gab. Einige haben alles verkauft, um von ihrem Herkunftsort, vielen verschiedenen Provinzen, nach Lima zu ziehen. Aber hier gab es nichts, keine Busse, ein Wasser, kein Strom. Von den 600, die zu Beginn hierhergekommen sind, sind viele wieder gegangen, bis schlussendlich nur noch 200 von den Gründern hier gewohnt haben. Sie haben alles wiederverkauft, weil es hier nichts gab. Keinen Markt zum Essen einkaufen, aus dem Zentrum Limas mussten sie ihre Sachen bringen. Wir waren also nur wenige, die hier gelebt haben, als wir noch jung waren. Damals war ich 23 Jahre alt, jetzt schon 62. Jung sind sie hierhergekommen, mit einem, oder zwei Babys. So gründete sich Montenegro. Damals wurde dann nach ein, zwei Jahren ein Plan erstellt für ein zukünftiges Montenegro, eine große Fläche für das Colegio, die kleine Kirche, der Park, die Hauptstraße. Stückchen für Stückchen kamen dann immer mehr Menschen.“

Sprichst du Quechua?

„Ich kann Quechua sprechen. Aber weil mich hier niemand versteht, kann ich auch nur wenig Quechua sprechen. Wenn ich in die Sierra gehe und dort Quechua gesprochen wird, klar rede ich dann auf Quechua. Ich könnte Quechua nie vergessen, auch wenn ich so jung hierhergekommen bin. Vielleicht ein paar Wörter. Aber verstehen kann ich alles. Wenn mit mir Quechua gesprochen wird, dann erinnere ich mich wieder daran. Warum? Als ich damals mit 12 Jahren hier her gekommen bin habe ich kein bisschen spanisch verstanden. Kein einziges Stück. Ob ich wollte oder nicht musste ich es lernen, weil das Haus, in dem ich gearbeitet habe, dort kamen alle aus Cajamarca und verstanden und

redeten kein Quechua. Das war alles sehr schwierig. Ich lernte alles Stückchen für Stückchen. Damals wollte ich zurück, zurück zu meiner Heimat. Weil ich mich an das alles nicht gewöhnen konnte, weil ich nicht verstanden wurde, nicht reden konnte, nichts. Aber es gab niemanden, der mich bringen hätte können. Sie ließen mich einfach dort und sagten mir ich müsse jetzt hierbleiben. Deswegen ja, ich rede Quechua. Wenn mich jemand etwas auf Quechua fragt, kann ich antworten. Aber das Quechua aus jedem Dorf ist unterschiedlich, ob Ayacucho, Andahuaylas, Huaraz, es ist überall anders. Zum Beispiel nennen wir Wasser in Puno „unu“, in Huaraz sagen sie „yaku“. Wenn zum Beispiel jemand aus Cosco mit mir Quechua redet, verstehe ich ein bisschen was, es ist ähnlich. Aber aus anderen Orten ist es schwierig so wirklich etwas zu verstehen. Aber in Cajamarca wird wenig Quechua gesprochen. Deswegen versteht der Vater meiner Tochter zum Beispiel auch kein Quechua. Niemand aus seiner Familie. Hier versteht mich auch niemand auf Quechua. Samuel, Valeria? In Lima reden sie kein Quechua.“

Warum kamen so viele Menschen nach Lima?

„In Puno gab es viele Probleme. Viele mussten sich anpassen. In Lima wird sich alles lösen, hieß es. Alle Dokumente kommen aus Lima. Auch wenn es auch dort in Puno staatliche Autoritäten gibt, sie können vieles nichts ohne die aus Lima machen. Auch zum Beispiel hatte jemand aus meiner Familie in Puno Krebs. Dort konnte sie aber nicht behandelt werden und sollte nach Lima gehen. Nach San Borja (Stadtteil Limas), dort würde sie behandelt werden. Auch wenn es Krankenhäuser in Puno gibt, werden also die Menschen mit schwereren Erkrankungen nach Lima geschickt. In meiner Familie arbeiten viele im Handel. Viele sind hierher nach Lima gekommen für eine gewisse Zeit. Viele sind danach auch wieder zurück gegangen. Sie haben ihre eigenen Geschäfte aufgemacht, Wandfarbe. Und es läuft gut, genauso wie in Lima. Nur dass es ruhiger ist. Am Wochenende machen sie zu, sie sind religiös, also nehmen sie sich den Samstag frei und die Sonntage verbringen sie mit ihrer Familie auf dem Feld. Sie machen zwei Tage zu. Dort ist es ruhiger als hier. Dazu kommt, dass die Mieten geringer sind, nicht so hoch wie in Lima. Deswegen sind viele gegangen. Und dort arbeiten sie jetzt. Erst vor kurzem ist wieder ein Neffe gegangen. Er war erschöpft von dem allem hier. Vor zwei Monaten hat er dort etwas gemietet. Er war müde von dem Leben hier, er hat jeden Tag gearbeitet, so wie wir hier. Es gibt keine freien Tage. Wir haben jeden Tag geöffnet. Und die Wohnkosten steigen. Er hat nur einen kleinen Sohn. Wenn er nicht gearbeitet hat, gab es niemanden, der ihn ersetzen könnte. Ob er wollte oder nicht, er musste immer aufmachen. Und viele gehen, so wie mein Neffe. Nach Cusco, nach Puno. Dorthin, wo es ruhiger ist. Weg von Lima, vom Wettbewerb und den Verbrechen. Vor zehn Jahren sah das noch ganz anders aus, da war es hier noch viel ruhiger. Es gab auch nicht so viele Menschen, nicht so viel Verkehr.“

Wie findest du den Freiwilligendienst, was ist das für eine Erfahrung, mit mir als eine Freiwillige zusammenzuwohnen?

„Es ist sehr schön eine Señorita, wie wir das nennen, hier zu haben. Aus einem anderen Land, eine Ausländerin. Gekommen ist das alles durch Valeria (Gastschwester). Am Anfang haben wir das überhaupt nicht verstanden. Wie, jemand kommt da aus dem Ausland? Und dann meinte sie, dass diese Freiwilligen regelmäßig ins Colegio kommen. Auch alle aus der Familie haben uns dann gefragt, wie ist das? Wie sie leben mit einer Ausländerin? Alle sind dann überrascht, verstehen nicht so ganz. Aber so kam das alles. Es ist eine Erinnerung fürs Leben. All die Tage und Nächte, die wir zusammen verbracht haben. Jemand aus einem anderen Land, wie eine Tochter hier zu haben, das ist schon eine Erfahrung. Da entstehen viele Erinnerungen, die lebenslang bleiben. Bis zu Tag, an dem wir sterben.“

Was ist dein größter Traum?

„Mir fällt kein Traum ein. Die Zeit vergeht so schnell. Tage, Stunden, Monate, Wochen. Dieses Haus ist jetzt schon acht Jahre alt. Davor war das alles kein Haus. Ich dachte das würde alles dann schneller gehen ein mehrstöckiges Haus zu bauen: alle zwei Jahre ein Stock. Damals lief der Verkauf noch viel besser. Mit der Zeit gab es immer mehr Wettbewerb und so sind jetzt ganz schnell schon acht Jahre vorbei. Und es kommt mir vor als wären es zwei gewesen. Mittlerweile bin ich jetzt schon müde von all dem. Und deswegen mache ich jetzt auch nicht mehr ganz so lange auf. Damals, vor der Pandemie hatte ich noch viel länger immer offen. Ja, so ist das. Und ja ich bin mittlerweile schon 62 Jahre alt, aber ich fühle mich so müde. Es gibt Tage da geht es mir gut, und es gibt Tage, da geht es mir schlecht. Vielleicht auch wegen dem Alter. Aber klar, wie meine Tochter auch, ich würde gerne noch einen weiteren Stock ausbauen und etwas bequemer wohnen. Und meine Tochter hat nun vor fünf Jahren nochmal geheiratet. Jetzt habe ich auch einen Sohn, Samuel. Und so leben wir zusammen. Wir drei Frauen, wie schon die ganze Zeit. Früher haben noch mehr aus der größeren Familie hier zusammengewohnt. Mit der Zeit haben alle ihre Partner gefunden und haben sich selbstständig gemacht. Alle sind gegangen. Wir drei sind geblieben und jetzt sind wir vier. Und wenn es möglich sein wird irgendwann noch zu vermieten machen wir das, aber im Moment geht das noch nicht.“



Jacqui, Jacqueline Rocío Pérez Tacora (Gastmutter)

42 Jahre alt, betreibt einen Baumarkt im vorderen Teil ihres Hauses und übernimmt zusammen mit ihrer Mutter die Hausarbeit

Hast du schon immer in Lima gelebt?

„Ich wurde in Lima, Pueblo Libre, geboren. Und hier in Montenegro, einem Teil von San Juan de Lurigancho, sind es für mich nun schon 39 Jahre, fast mein ganzes Leben. Meine Mutter kommt aus Puno, also dem Süden Perus. Und väterlicherseits stammt meine Familie aus dem Norden, aus Cajamarca.“

Was war das für eine Zeit, in der du aufgewachsen bist?

„Zu der Zeit, als meine Mutter mit mir nach San Juan de Lurigancho kam, gab es den Terrorismus. Es war nicht nur, dass es an allem fehlte- Transportmöglichkeiten, Wasser oder Strom. Vor allem, war die Zeit damals auch sehr schwierig durch den Terrorismus in ganz Perú. Bis heute erinnern wir diese Zeit, als eine, die sehr viel Leid ausgelöst hat. Und zwar in allen möglichen Teilen Perús, nicht nur hier in San Juan de Lurigancho. Nichtsdestotrotz war San Juan de Lurigancho damals eine der meistgenannten,

roten Zonen. Also eine der stark betroffenen Zonen des Terrorismus. Es war sehr gefährlich. Es gab keine Polizei. Ich erinnere mich, damals 1994, hier direkt, in dem Park gegenüber, dort sind zwei „Micro“-Busse explodiert. Und viele Häuser wurden zerstört, weil sie damals noch nicht wirklich stabil waren. Solche Dinge sind andauernd passiert. Wegen des Terrorismus. Damals ist aus Ayacucho ein ganzes Dorf zu Fuß hierhergekommen. Geflohen vor dem Terrorismus. Viele solcher ähnlichen Geschichten habe ich gehört. Ayacucho war damals eine der am meisten betroffenen Gebiete des Terrorismus.“

Kannst du Quechua sprechen?

„Ich kann kein Quechua reden, auch wenn ich es sehr gerne können würde. In Puno wird Quechua und Aimara geredet. Und dort wo meine Mutter geboren wurde redet man viel Quechua. Und deswegen hätte es mir sehr gefallen es auch zu lernen. Aber weil meine Mutter sehr jung hierhergebracht wurde, hat sie aufgehört zu sprechen. Vielleicht liegt es daran, dass ich es nie lernen konnte. Aber immerhin ist Quechua eine der ursprünglichen Sprachen Perus.“

Wie würdest du deinen Arbeitsalltag beschreiben?

„Mein Arbeitsalltag findet hauptsächlich in unserer eigenen Ferreteria (dt. „Baumarkt“) statt. Gleichzeitig kommt aber natürlich noch die Hausarbeit dazu. Das alles zusammen macht meinen Alltag ziemlich hektisch, aber daran bin ich gewöhnt. Mit der Pandemie hat sich ganz vieles geändert. Oder besser gesagt, die Zeit ist stehen geblieben. Wir haben hier jeden Tag offen. Das kommt auch dadurch, dass hier alles ein Wettbewerb ist. Die Öffnungszeiten zum Beispiel. Es gibt immer mehr Läden die aufmachen und immer mehr Wettbewerb.“

Wie stellst du dir Deutschland vor?

Also ich kenne Deutschland oder Europa nicht. Aber ich kann sehen, dass Deutschland in allen Aspekten ein sehr fortgeschrittenes Land ist. In Sachen Medizin, in allem. Es kommt mir auch alles viel ordentlicher vor. Die Reinigung im öffentlichen Rahmen, ich glaube es gibt Container, ich weiß es nicht. Es ist moderner als hier, ordentlicher, sauberer, disziplinierter, es gibt einen respektvolleren Umgang. Hier ist alles sehr schmutzig. Das kommt durch den Verkehr hier, durch die Materialien. Dir Wüste, das alles...

Wie findest du die Erfahrung Gastmutter zu sein?

Es ist interessant eine Freiwillige bei sich zuhause zu haben. Man lernt so einen Teil der Kultur von wo anders kennen. Und das sind Erfahrungen, die man dann teilen kann. So kleine Dinge, die man so austauschen kann. Das ist sehr spannend. Valeria hat das alles organisiert. Uns andauernd gesagt: bitte, bitte, bitte! Unsere Sorge lag auch daran, dass wir nicht den angemessenen Raum hier haben. Kein eigenes Zimmer. Es ist alles nicht so groß. Für mich war es vor allem eine große Verantwortung, die ich nicht unüberlegt auf mich nehmen wollte. Dann kam der damalige Mentor der Freiwilligen vorbei und hat sich das alles angeschaut. Und auch wenn wir zu ihm meinten bei uns ist immer viel los, es wird immer gearbeitet, sagte er das sei alles kein Problem. Auch nicht mit dem Zimmer teilen, es sind schließlich beide Frauen im ähnlichen Alter. Wir haben uns dann gesagt, wir machen das, das wäre

schön. Und so kam das alles. Und es ist schön. Mit allen Familiendefekten, die dazu gehören und das ist ok. Ich glaube es gibt keine perfekte Familie. Und mittlerweile sehe ich auch, dass das alles ein Prozess der Geduld ist. Für uns, sowie die Freiwillige.

Was sind deine Zukunftsträume?

Mein Traum ist es mein Haus zu Ende gebaut zu haben. Insgesamt wäre das ein Projekt für 4 Stöcke insgesamt. Und dann diese einzelnen Stöcke vermieten, damit ich nicht mehr arbeiten muss. Ich will nicht mehr arbeiten, ich will nicht mehr daran denken müssen. Und dann wäre es schön mit meiner Mutter reisen und ganz vieles kennenlernen zu können. Das wäre mein Traum und wer weiß was noch kommt, vielleicht Enkel.



Samuel Glicerio Flores Pérez (Gastvater)

43 Jahre alt, von Beruf Zahnarzt, seine Familie kommt aus Ayacucho und er ist selbst in Lima geboren

Kannst du Quechua sprechen?

Meine Eltern haben beide Quechua geredet. Einiges verstehe ich, mehr nicht. Ja doch, ich würde schon gerne mehr können. Wenn meine Onkel und Tanten da sind, dann wird viel Quechua geredet.

Wie würdest du Lima als Stadt zum Leben beschreiben?

Hässlich! Viel Verkehr, viel Lärm, unsicher. Aber leider ist Lima trotzdem alles. Weil wenn du in einer Provinz lebst, musst du für alle Kleinigkeiten nach Lima kommen. Zum Beispiel die besten Krankenhäuser, für Menschen, die eine spezielle Behandlung benötigen, sind alle in Lima. Dann müssen sie hierherkommen. Das gleiche mit juristischen Problemen. Wenn du in einer Provinz ein juristisches Problem hast, wird das alles nach Lima weitergeleitet. Deswegen ist am Ende alles hier in Lima. Deswegen ist hier zu leben schon irgendwie eine Lösung für viele Probleme, aber kein Ort um ruhig zu leben, das geht hier nicht.

Was stellst du dir unter Deutschland vor?

Also ich habe dir ja schon mehrmals erzählt, dass ich ganz gerne diesen europäischen Fernsehsender angucke: DW. Das ist meine Referenz. Da sind nicht nur Deutsche, aber es ist ein europäischer Fernsehkanal. Aber ich bin auch selbst schon mal nach Europa gereist. Spanien, Frankreich und Italien. Und mir ist die Mentalität wirklich viel ruhiger vorgekommen, nicht so wie hier. Hier ist es sehr anders.

Das fängt schon mit Gesprächen an. Weil dort, wenn dir etwas gesagt wird, dann ist es wirklich so. Aber hier können das Fallen sein. Fallen, um dich auszutrixen, auszurauben. Der kulturelle, touristische Teil hat mir gut gefallen, was ich gesehen habe. Es gibt ganz viel alte Geschichte zu entdecken. Und man lernt gleichzeitig ganz viele Kulturen kennen. Du kannst eine Straße entlanglaufen, vorbei an Japanern, Chinesen, Arabern. Es wirkte alles sehr multikulturell auf mich. Das ist etwas, was wir hier nicht wirklich sehen, ich weiß nicht. Sie sind gebildeter, weil wenn du als Fußgänger an eine Straße kommst, dann halten die Autos für dich an, damit du die Straße überqueren kannst. Die Autos sind sauberer. Alles sind Elektro-Autos. Nicht zu vergleichen mit den Autos hier, wo schwarzer Rauch die Autos begleitet. Die Luft selbst ist auch wirklich sauberer. Hier ist es so, wenn du ein Papier liegen lässt, dann ist es einen Tag später schwarz vor Staub. Wegen dem Klima hier. Das kommt dadurch, dass Lima in der Costa liegt. Und unmittelbar dahinter liegen in diesem Abschnitt der Costa, die Andenberge, die Sierra. Die Wolken stauen sich also, dadurch, dass sie an den Bergen dort schnell aufgehalten werden. Die ganzen Abgase, der Smog, die ganze Verschmutzung steht also die ganze Zeit über Lima. Deswegen ist hier in Lima tagsüber auch alles so vernebelt.

Was ist dein Traum für die Zukunft?

„Also objektives Ziel für mich ist die Zahnarzt Klinik, die ich mir gerade (auf)baue. Eine zur Beratung und Behandlung, ähnlich wie die, wo ich gerade arbeite.“



Vale, Katherine Valeria Flores Pérez (Gastschwester)

24 Jahre alt, gelernte Sekretärin, arbeitet als Sekretärin und studiert gleichzeitig Psychologie an der Universität, wohnt zuhause, bei ihrer Familie

Wie würdest du Lima beschreiben? Speziell auch San Juan de Lurigancho? Und war es für dich so hier aufzuwachsen?

„Lima allgemein mag ich, sehr sogar. Weil irgendwie hast du alles in der Nähe. Es gibt zwar viel Verkehr, aber mit ein bisschen Zeit kommst du überall hin. Die weitesten Wege zu anderen Distrikten Limas wären so um die drei Stunden, würde ich schätzen. Es ist vielseitig. Und, was San Juan de Lurigancho angeht, muss ich zugeben, in der Zeit, bevor ich die Schule abgeschlossen habe, habe ich mich hier noch viel sicherer gefühlt. Bis ich so ungefähr 15 Jahre alt war. Sicherer als ich mich jetzt fühle. In den letzten 10 Jahren ist die Bevölkerungszahl hier ordentlich gestiegen und ich glaube das verursacht viel Unsicherheit. Außerdem habe ich auch das Gefühl, dass die Entwicklung unseres Distriktes stagniert. Also es gibt gute Sachen, wie zum Beispiel, dass es schon mehr Universitäten für die vielen Menschen hier gibt. Das ist gut, wenn Menschen sich bilden können. Aber gleichzeitig steht die Entwicklung trotzdem still, auch weil es so viel Korruption gibt. Und dadurch können manche Prozesse nicht voranschreiten. Vor allem was Werte angeht. Das spüre ich besonders, wenn es um die nördlichen Außenviertel, die „Conos“, von Lima geht. Wenn du dir im Gegensatz zu San Juan de Lurigancho, Ventanilla, Comas, (nördliche Distrikte Limas) keine Ahnung San Isidro oder Miraflores („wohlhabende“ Distrikte Limas) anschaut, dort gibt es nicht so

viel Müll, wie hier. Man sieht generell starke Unterschiede. Und mir kommt es so vor, als wäre das ein unterschiedliches Werteverständnis. Und diese Unterschiede sind nichts, was man schnell ändern kann, aber man müsste im Kleinen anfangen und dafür fehlt es meiner Meinung stark an Empathie von allen Peruanern. Empathie und Respekt für das ökologische Umfeld, für andere Menschen, ...“

Kannst du mal erklären was es damit auf sich hat, dass man öfter mal etwas hört wie „Ja, die Venezuelaner*innen sind an allem schuld“?

„In Venezuela sind einige Dinge geschehen, weshalb viele Venezuelaner in unterschiedliche andere Länder gegangen sind, gerade nach Peru sind viele gekommen. Und das hat mir wirklich sehr leid getan zu sehen. Die Menschen sind an Straßenrändern gelaufen, hatten teilweise fünf Tage lange Strecken hinter sich. Kamen dann in Piura an, das liegt an der nördlichen Grenze. Von Piura aus sind auch viele weiter, nach Lima gelaufen. Also noch mehr Tage. Und das waren vor allem auch Frauen und Kinder. Und wir Peruaner hatten Mitleid und wollten helfen. Haben zum Beispiel simple Holzhäuschen auf ihren Dächern für Venezuelaner gebaut und sie einziehen lassen. Erstmal dort gratis leben lassen, Essen besorgt. Aber dann kamen die Probleme. Es wurde gestohlen, betrogen, ausgenutzt, kam zu viel Gewalt. Besonders in Gangs, immer wenn es darum ging, sprachen alle plötzlich über die Venezuelaner und damit entstanden dann viele Assoziationen, starke Stigmatisierungen. Ich gebe ihnen keine Schuld, aber gut von ihnen reden werde ich auch nicht.“

Wie hast du vom Freiwilligendienst erfahren und was hältst du davon?

„Damals war ich viel in der Kapelle aktiv und habe so den Freiwilligendienst als Konzept kennengelernt. Und so kam der Rest mit der Zeit. Dominika ist jetzt schon die zweite Freiwillige, die in unserer Familie gelebt hat. Der Freiwilligendienst erscheint mir eine gute Initiative zu sein. Vor allem die Erfahrung, die er bietet. Es geht nicht darum eine schöne Zeit zu haben, sondern eben genau das, in ein anderes Land zu sehen, was nicht so schön ist. Hier nach San Juan de Lurigancho zu kommen, stelle ich mir vor, ist nicht das allerschönste, oder? Aber es ist Teil des Freiwilligendienstes und ich finde es cool, dass die deutsche Regierung das unterstützt. Was das sich gegenseitig Kennenlernen angeht, ist es halt schade, dass ich nicht so viel zuhause bin, weil ich viel arbeiten muss. Wenn ich in Präsenz arbeiten muss, dann raubt mir das einfach viel Zeit und Energie.“



Was für Reisen konntest du schon machen, was würdest du gerne noch für Reisen machen und wie stehst du so zu dem Thema?

„Bis 2022 bin ich nicht viel gereist. Das einzige, woran ich mich davor erinnern kann ist, als ich mit 7 Jahren einmal nach Puno gegangen bin. Aber 2022 bin ich dann mehr gereist. Ich war nochmal in Puno, ich war in Cajamarca, Arequipa und im letzten Jahr bin ich auch nach Cusco gegangen. Und es ist toll! Wenn ich die Möglichkeit hätte mehr Reisen zu gehen, dann würde ich das machen! Ich liebe es wirklich. Gerade in Perú würde ich gerne noch viele Orte kennenlernen. Und klar andere Länder sowieso, Brasilien, Zentralamerika, Europa. Irgendeines Tages komme ich noch dort hin! Und was mir beim Reisen vor allem wichtig ist, ist wirklich Orte in Tiefe kennenzulernen, also nicht nur touristische

Plätze, sondern kennenlernen wie Menschen wo anders zusammenleben. Aber das erfordert nun mal viel Zeit und vor allem auch viel Geld. Also alles ein bisschen schwierig.“

Wie würdest du so grob das politische Geschehen in Perú beschreiben?

„Gerade die Korruption betrifft alle Bereiche. Was ich oft höre, wenn zum Beispiel Wahlen stattfinden, ist, dass viele sagen, ich will mindestens eine Person, die nicht klaut, sondern irgendetwas arbeitet. An diesem Punkt sind wir also schon angekommen. Wie gesagt, ich finde da hat vieles mit Werten zu tun, Empathie. Damit meine ich nicht nur jemandem zu helfen, wenn man sieht, dass es jemandem schlecht geht, sondern auch eben dann, wenn man es nicht direkt sieht. Zum Beispiel bei dem Thema Müll. Wenn ich jetzt meinen Müll auf der Straße wegschmeiße, dann wird das niemanden direkt verletzen, aber wenn man dann ein bisschen weiterdenkt? Ich glaube diese ganzen Menschen, die in wichtigen Ämtern hier sitzen, die Minister, die da drüben also, in den Kongressen, bis hin zur Präsidentin höchstpersönlich, die müssten mal wieder auf den Boden kommen. Dann wäre vieles glaube ich viel besser. Sie sind in ihrer eigenen Welt, verdienen sehr viel Geld, haben all diese hohen Positionen, und dann sehen sie all diese anderen Realitäten nicht mehr. Und man weiß, dass viele von ihnen mal in anderen Realitäten waren, manche sogar ganz hässliche Dinge durchlebt haben, um es so zu sagen. Aber jetzt, wo sie schon in diesen hohen Positionen sind, verlieren sie den Bezug zu all diesen Wurzeln. Und das ist, meiner Meinung nach, der Egoismus, das Fehlen von Empathie, weil da all dieses Geld im Spiel ist. Jetzt erst kam zum Beispiel ein neues Gesetz heraus, dass alle Leute, die dafür verantwortlich sind, dass all diese Bäume im Regenwald gefällt werden, das auch weiterhin genauso weiter machen dürfen. Wie uns das auch beeinflusst? Zum einen direkt, wegen der Pflanzen, die unsere Luft reinigen, und zum anderen die Spezies, die dort leben. Aber genauso indigene Einwohner und ganze Stämme, die dort leben und teilweise bis jetzt noch nicht einmal kontaktiert sind und nur ihre Realität kennen. Stell dir vor was passiert, wenn wir ihnen ihren Lebensraum wegnehmen, sie ermorden, und damit auch ihre Geschichte. Weil wir dann die Bösen in der Geschichte sind. Und dann mache ich nämlich das gleiche, wenn ich nicht an diese Menschen denke, stattdessen nur an mich, dazu beitrage, dass all diese Regenwald Rodungen stattfinden. Und das schlimmste ist dann der Gedanke, was würde ich dann von mir hinterlassen? Und ich kann jetzt all das Schöne genießen, die Sonne die zwar schon stark wird aber noch nicht zu stark ist. Aber was wäre mit meinen potenziellen Kindern, die dann vielleicht irgendwann in zehn Jahren auf die Welt kommen werden?“

Würdest du sagen, dass diese fehlenden Werte und das zurücklassen anderer Menschen auch international stattfindet?

„Ja, ich finde schon. Es ist wie mit den Mördern hier. Die gibt es genauso überall, nicht nur in Lateinamerika. Ich habe den Eindruck, als eine Person aus einem dritte Welt Land, das Peru ist, dass viele, wenn sie an Europa oder Deutschland denken, meinen, dass dort alles besser ist. Aber ich glaube auch wenn einige Dinge anders, vielleicht besser laufen, dann gibt es immer noch Probleme, genauso wie hier. Vielleicht weniger, aber Probleme gibt es immer.“

Wie spürt man konkrete Auswirkungen des Klimawandels hier in Perú?

„Vor allem an der steigenden Temperatur merke ich das. Die Hitze im Sommer drückt mittlerweile total, das war früher nicht so. Und damit kamen auch die Phänomene, wie la Niña viel stärker. Genauso auch Naturkatastrophen, es gab sehr viele Erdbeben, das betraf am stärksten die Sierra. Viele starben, Menschen sind verschwunden. Und das gleiche auch beim Winter, es wird immer kälter, alles wird

einfach extremer. Und dann sterben auch Tiere. Und wie du gemerkt hast, die Häuser hier haben keine Heizungen. Also wie geht das weiter mit den sinkenden Temperaturen im Winter? Das ist nicht wie in Deutschland mit den Heizungen. All das und vieles mehr sind Auswirkungen.“

Prozesse der Anpassung

Die Gastfamilie, in der ich hier leben darf, wurde für mich im Laufe der Zeit eine sehr wichtigste soziale Konstante, die ich genießen darf. Ich kann mich sehr glücklich schätzen für die Unterstützung und das Vertrauen, dass sie mir entgegenbringen. Weil ich mittlerweile mit Selbstverständlichkeit in das Familienleben eingeplant werde und mir trotzdem alle Freiheit gelassen wird, zu machen, was ich machen will, auch wenn ich meine Ruhe brauche (das Dach ist ein guter Rückzugsort, auch wenn unten schon das Licht aus sein soll, wie ich gemerkt habe, siehe Bilder :)). So kann ich mittlerweile abends raus gehen, Menschen treffen oder auch mal länger wegbleiben, solange ich einfach Bescheid sage was meine Pläne sind. Dazu muss man aber auch sagen, dass es einen Prozess bis hin zu diesem Punkt gebraucht hat. Eine Entwicklung, in der wir uns kennenlernen mussten, verstehen was die Bedürfnisse des jeweils anderen sind, Konflikte aushalten und zulassen, aber vor allem ehrlich darüber reden, mit all den sprachlichen Barrieren, die gerade zu Beginn noch groß waren. Und ich will auch ergänzen, dass das nicht heißt, dass es nicht auch jetzt noch immer wieder Probleme gibt und nicht alles perfekt läuft, aber ich denke das gehört nun mal dazu. Diese viele Kommunikation und das gegenseitige aufeinander einlassen, sind auch etwas durchaus anstrengendes, wenn du dann nach einem langen Arbeitstag am Esstisch sitzt und dir ganz viele Geschichten von damals erzählt und die Fotoalben ausgepackt werden, die manchmal kein Ende zu nehmen scheinen. Aber genau diese Gespräche sind es im Endeffekt, die mich ganz vieles verstehen lassen haben, Vertrauen aufgebaut haben und Konstanten zum Austausch geworden sind. Und mittlerweile genieße ich sie total, werde mitgenommen zu Familienbesuchen, bei denen ich, die mir unvorstellbarsten Lebensrealitäten erfahren darf, mehr sehen darf von all den Orten und Menschen um mich herum.



Der Prozess, mich auf meine Gastfamilie, auf San Juan de Lurigancho und Lima einzulassen, sowie die Gastfamilie auf mich, war ein Prozess, vor dem ich mich zu Beginn noch gewehrt habe. Eben weil ich mich so sehr zurückgezogen habe, die ganze Zeit fliehen wollte, mir meine Tage zu geplant habe, ob mit Tanz- oder Theaterstunden. Mir selbst nicht zugestehen wollte, wie gerne ich eigentlich auch irgendwo dazugehören wollte, aber merkte, dass ich einfach anders war als die Menschen um mich herum. Ich immer, wenn ich von Peruaner*innen umgeben war, in Gespräche eingebunden war, in meinem Kopf „meine Version“ zu Weltansichten dazu denken musste. Momente, die mir klar machten wie Prägung funktioniert. Ich vieles nicht verstand, sowie nicht verstanden wurde. Wie ich deswegen meine Persönlichkeit

hinterfragte, sie beschuldigte, obwohl sie nichts für die Schwierigkeiten zu kommunizieren konnte, oder das Bedürfnis auch irgendwie hineinzupassen. Denn mit der Zeit merkte ich, dass das Einleben, das sich gewöhnen, so oder so passiert. Eine interessante Bemerkung fiel mir zum Beispiel bei der Lautstärke, in der ich sprach, zunehmend auf. Ich beobachtete irgendwann, dass ich viel leiser sprach, als ich es von mir aus dem Deutschen gewohnt war. Auch weil die spanisch sprechende Dominika sprachunsicherer und schüchterner war, aber zeitgleich beobachtete ich auch, wie viele Frauen in

meinem Umfeld hier vergleichsweise leiser als viele Männer sprachen. So sehr war mir das in anderen Umfeldern zuvor nie aufgefallen. Und das ist jetzt nicht nur auf dieses spezielle Beispiel bezogen, aber für einen gewissen Zeitraum an einem Ort zu leben, bedeutet sich automatisch zu einem gewissen Teil anzupassen, an Gegebenheiten um dich herum, vielleicht auch an die Menschen um dich herum, an die Art und Weise wie sie kommunizieren. Und gleichzeitig spüre ich trotzdem eine Kontrolle darüber wie diese Anpassung Einfluss auf meine eigenen Handlungen hat, in aller erster Linie, weil mir so sehr auffällt, wie automatisch es passiert sich anzupassen. Weil mir meine eigene Menschlichkeit immer bewusster wird.

Fragen zu Integration

Gerade diese Erfahrungen des „anders seins“, des „nicht Hineinpassens“, des „einsam seins“-, lassen mich vieles im Zusammenhang mit Migrations- und Integrationspolitik hinterfragen, gerade auch im Hinblick auf Deutschland, Europa, und „den globalen Norden“. Weil ich konkret beginne die Gründe zu verstehen, vor allem aber zu fühlen, warum Menschen gerne auch etwas von diesem Tortenstück haben wollen, dass all diese „westlichen“ Länder sich selbst zuschreiben, oder wie sie sich selbst darstellen. Wie sie diese Torten überhaupt erst zubereiten, weil sie die Zutaten den anderen weggenommen haben und weiterhin wegnehmen. Wie ich mich selbst hinterfrage, merke, dass ich nicht besser bin, es nicht besser weiß. Weil ich oft merke wie von Integration gesprochen wird und damit viel mehr Anpassung gemeint wird, weil ich merke wie gesellschaftliche „Grenzen“ oft unsichtbar gemacht werden oder stummgeschaltet werden, egal ob die Rede von Klassismus, Sexismus, Rassismus, antimuslimischem Rassismus, Antisemitismus, Ableismus, Altersdiskriminierung, Adulthood, Abwertung von LGBTIAQ*-Menschen, ... ist. Weil ich merke wie Menschen, die diese Grenzen in ihrem Alltag nicht spüren auch die Profitierenden sind und ihre gesellschaftliche Position vielleicht selbst gar nicht einer gesellschaftlichen Ungerechtigkeit zuschreiben. Ich habe gemerkt, wie das Erleben einer anderen Lebensrealität in Perú mich nicht plötzlich all mein Leben in Deutschland zuvor vergessen lässt, sondern, genau im Gegenteil, alles aufs Kleinste bisschen hinterfragen lässt. (Wie war das? -Jede Person trägt ihr Päckchen, oder so...) Dinge oder Verhaltensweisen aus anderen Perspektiven erklären lässt, die mir sonst niemals so bewusst auffallen würden.

In diesem Kontext ist mir irgendwann auch plötzlich aufgefallen, dass ich ja Migrationshintergrund habe. Komisch, aufgefallen? Obwohl das doch immer schon „normal“ für mich war? Ich bin in Deutschland aufgewachsen, in Westdeutschland, meine Mutter kommt aus Polen und ich habe als Kind immer regelmäßig meine Familie in Polen in einer kleinen Stadt oder Dorf besucht. Aber bis zu diesem Zeitpunkt habe ich nie zuvor bewusst über mich gesagt „Ich habe Migrationshintergrund.“ Ich glaube ich hatte lange Angst vor diesem Begriff, seiner Macht über mich. Und dabei geht es für mich auch nicht um Gesetzmäßigkeiten was genau unter Migrationshintergrund gezählt wird oder bis zu welchem „Grad Ausländern“ ich jetzt bitte sein muss um mich zu bezeichnen wie ich mich bezeichnen will, weil meine Identität nicht in Nationalstaatsgrenzen verläuft. Aber mit einer plötzlichen Wucht schockierte es mich, dass ich nie so wirklich aktiv benannte habe oder überhaupt zuschreiben konnte, wie sehr dieser Migrationshintergrund oder was auch immer, schon immer starken Einfluss auf meine Identität hatte. Ich kann mich daran erinnern, wie ich, wenn ich überhaupt darüber redete, schnell sagte, „ich fühle mich deutscher“, auch wenn ich mit zwei Muttersprachen aufgewachsen bin und zwei Staatsbürgerschaften habe, aber ich bin schließlich in Deutschland aufgewachsen, dann muss ich doch dort reinpassen. Was soll das schon heißen „deutscher“? Wie ich mich vielleicht schon immer so viel mehr angepasst habe, ohne dass ich verstanden habe warum ich mache, was ich mache. Wie ich vielleicht irgendwie immer das Gefühl hatte nirgendwo so richtig hineinzupassen, oder vielmehr Angst davor hatte nicht dazugehören. Wie es kommt, dass ich mich für bestimmte Dinge schäme, verdränge oder sensibel bin. Warum ich schon immer unterschiedliche Definitionen von Normal und

Lebensstandards kennengelernt habe. Und wie man nicht außerhalb von Europa (oder auch Deutschland oder Polen, oder einer einzigen Stadt) sein muss, um zu sehen wie unterschiedliche sozio-ökonomische Status aussehen, wie Klassismus Chancenungleichheit erzeugt. Wie der Blick und die Vorurteile, die ich mein Leben lang in (West-)Deutschland erlebt habe, wo ich groß geworden bin, auf Osteuropa und die Frauen aus Osteuropa, der Sexismus und Antislawismus mich schon immer geprägt hat. Mein Selbstwertgefühl beeinflusst und meine Erwartungen und Ansprüche miterzeugt hat, mich beweisen zu müssen, der daraus entstehende Druck auf mich selbst. Mich sogar gewisse Teile meiner Identität (unterbewusst) leugnen oder verstecken lassen haben. Weil schon immer ein Stereotyp von osteuropäischen Frauen in meinen Kopf gesetzt wurde, oft vor allem in der Kombination mit der Abwertung des Putzfrauenberufes, oder generell Frauen in schlecht bezahlten Berufen, genauso wie mit sehr sexualisierten Frauenbildern. Was keinesfalls aber heißt, dass „osteuropäische Frauen“, nur putzen und gebären können, geschweige denn weniger wert sind. Ich habe mich ertappt, wie ich deswegen Angst hatte jemand zu sein, oder zu werden, die weniger „wert“ wäre, wie ich selbst verurteilt habe, weil ich es nicht anders gelernt hatte und es nicht einmal gemerkt habe.

Ich glaube ich könnte da jetzt auch ewig weiter ausschweifen und Kindheitserinnerungen hochgraben, aber was ich eigentlich nur darstellen wollte, ist, dass plötzlich Fragen in mir aufkamen, die dort nie zuvor so bewusst gewesen waren. Fragen, viel mehr als Erkenntnisse, die sich mir an diesen Stellen ergeben haben und weiterhin ergeben. Fragen, von denen ich mir sicher bin, dass ich sie mit nach Deutschland nehmen werde und, die mich nachhaltig in verschiedenen Blickwinkeln, diese Welten, die ich erleben darf, entdecken lassen. Ob es dann das Kaffee- oder Kakaoregal ist, die in den deutschen Supermärkten prall gefüllt und vergleichsweise billig sind, im Gegenteil zu dem Angebot aus Instantkaffee und überteuerten Schokoladen in den „mercados“ (dt. Märkte) und Supermärkten, die ich hier in Lima kennengelernt habe (Obwohl doch so oft als Ursprungsland Perú auf den Etiketten selbiger Güter genannt wird). Oder die Art und Weise wie ich anderen Menschen gerne begegnen will. Fragen, die mich aufmerksam machen, auf verschiedene Diskriminierungsformen und Machtverhältnisse, sie irgendwie zunehmend immer verknüpfter wirken. Das alles sind Fragen, für die ich sehr dankbar bin, dass sie mich so hier so sehr mitnehmen und die auch der Freiwilligendienst in mir ausgelöst hat.

Warum will ich reisen?

Wie du lesen kannst, habe ich viele Menschen in meinen Interviews auch nach dem Reisen gefragt. Weil dem Freiwilligendienst immer wieder hinterhergerufen wird, er sei eine Abenteuerreise auf Nacken der Bundesregierung. Und klar, es ist etwas dran, weil, wenn der Freiwilligendienst mit diesem Ziel von den Freiwilligen ausgenutzt wird, dann kann er genau diese Abenteuerreise sein. Aber ich persönlich mache die gegenteilige Erfahrung, viel mehr noch, ich habe gerade gar keine Lust mehr zu reisen, zumindest diese Art von Reisen. Stattdessen frage ich mich was „reisen“ genau für mich auch in Zukunft bedeuten soll. Aus welchem Grund will ich reisen? Der Freiwilligendienst gibt mir die Möglichkeit eine andere Lebensrealität zu erleben, wenn ich mich denn darauf einlasse. Und wenn ich hier in Perú dann reise, scheint das das normalste der Welt zu sein, aber meine Frage nach „und du?“ wird dann erst einmal belächelt. Dann erzähle ich wie ich letztens erst nach Ica gegangen bin, wie ich mit einer Gruppe aus Volontär*innen den einwöchigen Salkantay Trek bis zum Macchu Pichu gewandert bin, oder eine



andere Freiwillige in Piura besucht habe. Und genau die gleichen Menschen, die es sich selbst nicht leisten können reisen zu gehen, geben mir dann Tipps, was ich mir noch so alles anschauen sollte, ohne jemals dort gewesen zu sein. Dann scrolle ich durch Internetseiten, wie Tripadvisor, die dann ganz groß titeln: „Das MUSST du in Lima gesehen haben!“. Und was wird dann vorgeschlagen? - die „wohlhabenderen“- Distrikte Limas, die „sicheren“, „schönen“ Stadtteile, dort wo es sich „lohnt“ hin zu gehen. Es macht mich sauer. Denn, genau das, was ich hier Tag für Tag in meinem Freiwilligendienst sehe, Orte und Menschen, mit denen ich mich mittlerweile ein Stück weit, auch durch die Zeit, die ich hier verbringe, identifiziere, das sind genau die Orte und Menschen, die viele Tourist*innen nicht kennenlernen, sich nicht einmal anschauen. Für einen gewissen Zeitraum hier in San Juan de Lurigancho zu leben, hat mir auch wieder einmal klar gemacht, was für eine Macht Sprache hat. Wie sie Menschen zu etwas macht, viel mehr als nur zu beschreiben. Wie verallgemeinernde Einstufungen als „gefährlich“ oder „sicher“ ganz oft entlang klassistischer, rassistischer, generell diskriminierender „Grenzen“ verlaufen und sie festigen, Menschen viel mehr sogar noch kriminalisieren, ohne einen blassen Schimmer zu haben wer das ist, über den man da redet.

Neue Einsatzstelle „La Lombriz feliz“

Wie ich bereits zuvor erklärt hatte, merkte ich mit der Zeit, dass die Eintönigkeit des Colegios als Einsatzstelle, wie ich sie wahrnahm, sich für mich sehr eingrenzend anfühlte. Diese Erfahrung zeigte mir, dass ich besonders in meinem Alltag, ein sehr Abwechslungs-bedürftiger Mensch bin. Also überlegte ich, wie ich Möglichkeiten finden konnte, mehr von ihr in meinen Alltag einzubauen. Auch was das anging, habe ich vor allem versucht erst einmal das Gespräch mit meiner Organisation, der FIF, zu suchen, was an Veränderung denkbar wäre. Und so kam es schließlich, nach einer gewissen Zeit der Herumgefragerei und Organisation, dass ich von Mitte Mai an zweimal in der Woche zu einer Organisation namens „La Lombriz feliz“ (dt. der glückliche Regenwurm) gehen durfte. Was „La Lombriz feliz“ ausmacht und wofür sie steht, lasse ich nun von Mary erklären. Mit ihr habe ich auch ein sehr schönes und langes interview geführt. Es wird das letzte Interview für diesen Rundbrief sein.



Mary (Mitgründerin der Lombriz feliz)

Wer bist du? Und was ist „la Lombriz feliz“?

„Mein Name ist Maria, lebe in „primero de mayo“, Motupe, und komme ursprünglich aus Cajamarca, lebe jetzt aber schon viele Jahre hier in Lima. Ich bin eines der Mitglieder und der Mitgründer der Lombriz Feliz. Das ist eine soziale Organisation, deren Ziel ist, eine Umweltkultur in der Bevölkerung hier zu etablieren. Mittlerweile lebe ich jetzt dann schon so 50 Jahre in Lima.

Ich bin als Mädchen aus der Sierra hergekommen. Diese Zone von Lima hier (Motupe, das grenzt an Montenegro, falls sich irgendjemand noch orientieren kann) ist mittlerweile jetzt schon 34 Jahre alt, davor habe ich in einem anderen Distrikt gelebt. Und 1988 bin ich dann hierhergekommen. In der Organisation übernehme ich die Koordination der Organisation. Die Lombriz feliz ist eine soziale und auch kommunale Organisation, die von der umgebenden Bevölkerung geschaffen wurde. Der Grund dafür war ein Problem. Bis hin zum Jahr 1991 häuften sich hier nämlich große Müllmengen an. Und

das direkt vor den Häusern der Menschen, die hier wohnten, zu denen ich auch gehöre. Und um dieses Problem anzupacken organisierte sich die Bevölkerung, gemeinsam mit einigen Visionären, um irgendeine Form von Lösung für dieses Problem zu finden. Und ein Vorschlag, der aufkam, war Regenwürmer zu benutzen, die organische Rückstände wiederverwerten würden. So würde man die Menge von Müll reduzieren können, die überall auf den öffentlichen Plätzen waren. Und das ist im Endeffekt auch das, dem sich die Organisation widmet: das Management und die Förderung einer umfassenden Abfallentsorgung. Von Klassifikation, über Verarbeitung, hin zur Verwertung. Und um dieses finale Ziel zu erreichen, machen wir vor allem erst einmal eine grundlegende Arbeit der Sensibilisierung, der Ausbildung mit der Gemeinschaft der Bevölkerung hier. Dazu gehören zum Beispiel Kampagnen, Workshops, sowie Hausarbeiten, die zum Beispiel zeigen wie man richtig putzt. Generell organisieren wir einfach eine Menge Aktivitäten, die eine Menge Menschen versammeln. Wie auch der Umzug, der bald ansteht. Auf diesem Weg wollen wir die Menschen einbeziehen in Aufgaben, die die Umwelt schützen sollen.“



Was würdest du sagen ist deine persönliche Motivation für all das gewesen?



„Zu Beginn war es vor allem aus Furcht. Weil damals die Krankheiten hier kamen, besonders Cholera. Und die Menschen steckten sich besonders durch diese großen Müllmengen an. Cholera war eine Krankheit, die zu dieser Zeit in Perú aufkam und den Tod vieler Menschen auslöste. Es war vor allem eine Krankheit, die den Bauch angriff, Übelkeit verursachte und Überreste, Leichen einfach auf offener Straße entsorgt wurden. Dadurch entstand eine große, allgemeine Furcht vor all diesen Abfällen, die andauernd hier entsorgt wurden, denn davon konnte man sich anstecken. Und es war eben diese Frage: Was machen wir? Aber ich glaube das Jahr danach, indem die Initiative ergriffen wurde, aus einem Problem, einer Gefahr, heraus, die eine Bedrohung für

unsere Gesundheit war, daraus entstand im Prozess etwas Positives. Etwas, das sogar Leben schaffen konnte. Wir konnten in dieser Gegend, deren Boden so arm war, transformieren, sodass wir plötzlich die ersten Pflanzen und Blumen pflanzten, wo zuvor Wüste für uns war. Das war ein Prozess, der das gesamte Team, dass damit begonnen hat, so sehr geprägt hat. Und ich glaube, dass deswegen all die Arbeit, die wir seitdem hineingesteckt haben, zumindest für mich, die seit Beginn dabei ist, uns dazu antreibt, uns für diese Projekte zu engagieren. Weil ich all diese Überreste eben nicht als Abfälle, sondern eine Chance betrachten will. Und ich würde sagen das ist die Motivation, die auch bis heute noch immer dafür sorgt, dass wir weiter machen. Und wir bekommen auch immer mehr organische Reste, mit denen wir eben versuchen immer weiter voran zu kommen.“

Wie setzt sich das Team der Lombriz feliz zusammen?

„Das Team unterteilt sich in drei Bereiche. Den sozialen, das ist vor allem das Arbeiten mit den Menschen aus der Umgebung, Sensibilisierung, Ausbilden, viele unterschiedliche soziale Projekte. Dann kommt der ganze Bereich der Produktion. Die Vermikultur, also das Kompostieren und die anschließende Herstellung der Düngemittel mit Hilfe von Regenwürmern, aber auch die Herstellung von Pflanzen. Den Bereich der Bildung, der sich auf beide eben genannten nochmal aufteilt. Weil das Projekt-Team organisiert, dann Menschen zu Besuch kommen, um sich vor allem die Produktion anzugucken. Darauf teilt sich unser Team aus zehn Personen auf. Die Organisation allgemein geschieht dann nochmal über einen Vorstand, den einzelne Personen aus demselben Team zeitweise übernehmen. Präsidentin, Schatzmeisterin, Akten Sekretär, Sekretär der Organisation über Außenkommunikation und der wird alle drei Jahre gewechselt. Und ja, auf diese Art und Weise sind wir organisiert. Die Lombriz feliz ist eine NGO und refinanziert sich selbst, durch den Verkauf von hergestellter Blumenerde und Pflanzen, oder Projekten, die wir gestalten. Hauptsächlich kommen bis jetzt aber auch noch Gelder aus dem Ausland dazu. Davon wollen wir uns aber zunehmend unabhängig machen, lokale Finanzierungsmöglichkeiten suchen.“



Hast du eine Ausbildung für all diese Arbeit?

„In Realität haben wir, ich zum Beispiel, gar keine Ausbildung oder einen erlernten Beruf. Dafür habe ich ein paar Diplome oder Kurse zu Themenbereichen wie ´natürlichen Ressourcen´ oder ´Umwelt´ absolviert, oder auch Workshops zum ´Kompostieren´, ´Vermikultur´ (das Zerlegen von organischen Rückständen durch Regenwürmer zu nährreicher Erde), oder ´Kreislauf Wirtschaft´. Und wir versuchen uns so weiterzubilden zum Umgang mit den Resten. Aber diejenigen, die nun neu zu unserem Team als Profis dazukommen, haben oft ein Studium abgeschlossen zu Umweltingenieuren, Forstwissenschaften, Agronomen, oder sind gerade dabei. Aber es kommen auch zeitweise kurzzeitig Fachkräfte, Biologen, Soziologen vorbei. Aber wenn man sich das anguckt, wir haben das schon die ganze Zeit aufgebaut. Und der Umgang mit Resten ist etwas, bei dem sich viele Themen überkreuzen, weil sie auch überall entstehen. Deswegen frage ich mich, sollten wir nicht alle wissen was wir anstellen mit all dem was wir produzieren und herstellen, wovon dann „Abfälle“ entstehen? Deswegen sind diese Themen unserer Meinung nach auf alles übertragbar.“



Wie würdest du sagen hat sich die Organisation über die Jahre verändert? Was sind die Unterschiede vom Beginn im Vergleich zu jetzt?

„Es begann als alles noch manuell war und mit den Händen gemacht wurde. Und jetzt ist alles digital. Die Kommunikationsmedien, bis hin zu Apps die man zu bedienen lernen muss. Und viele von uns wissen nicht, wie man all das bedient, ich vielleicht noch ein bisschen mehr, aber was ist mit den anderen drei, vier, die sie bis jetzt noch gar nicht bedienen können? Das ist schwierig zu lernen. Aber deswegen sind wir dabei andere Jugendliche zu integrieren. Und die Jungen helfen uns jetzt all diese Sachen zu verstehen, weil es für uns so schwierig ist. Und das sind Veränderungen, die wir über die letzten 32 Jahre, seit dem Beginn, beobachten konnten. Eine weitere Veränderung ist dazu natürlich auch, dass viele die damals angefangen



mittlerweile Menschen höheren Alters sind. Und deswegen müssen sich diese Menschen auch immer weiter auf dem Stand halten. Manchen ist es gar nicht mehr möglich dabei zu sein. Auf Grund der fehlenden Kräfte und der neuen Medien. Deswegen müssen wir darauf achten, wie wir andere integrieren, die die Arbeit, die wir angefangen haben auch weiterführen können, das ist ein wichtiger Faktor. Eine andere Generation, die wir einbinden müssen, die all das weiterführen können. Das haben wir seit 2017 zunehmend umgestellt. Öfter kommen auch (peruanische) Freiwillige, das ist sehr interessant zusammenzuarbeiten, Erfahrungen, die einem weiterhelfen. Und ich glaube auch, dass es gut ist, weil wir, die hier arbeiten, wie ich dir gesagt habe zu Teilen keine Berufsausbildung haben. Und wenn wir diese jungen studierenden Menschen inkludieren, dann ist das eine Zusammenarbeit. Wir haben die Praxis, sie die Theorie. Das schafft viele Verbesserungsmöglichkeiten. Und deswegen würde



ich sagen, dass ich im Allgemeinen sehr zufrieden mit der Zusammenarbeit bin. Und das ist wichtig, dass die Freiwilligen auch etwas beitragen, nicht nur mit ihrer Arbeit, sondern auch ihren Ideen. Einer unserer Freiwilligen hat zum Beispiel seinen Wasserfilter hier eingebaut, den er im Sinne seines Studiums für seine These erproben wollte. Eine andere hat das Mischverhältnis für Erde zum Anbau von Salat getestet. Aber ein weiterer, ziemlich starker Wechsel kam auch durch Covid. Da mussten wir ob wir wollten oder nicht bestimmte Apps zu benutzen lernen und uns neu überlegen, wie wir unser Produkt neu

kommerzialisieren können. Und ich glaube auch dadurch, dass wir einige Vereinbarungen mit großen Organisationen, wie Intercorp, Promart, oder Plaza vea schließen, erreichen wir auch unterschiedliche Dinge. Das ist schon ein höheres Niveau, zu dem wir gerade übergehen, bei denen wir noch lernen müssen wie wir all das handhaben wollen. Das steht jetzt an, und gut ich glaube das ist, wo es jetzt erstmal hingehet und zu lernen gilt. Also ja, es gab eine Menge Veränderungen. Also gehen wir weiter.“

Wie würdest du sagen hat sich auch die Zone hier verändert? San Juan de Lurigancho existiert noch nicht so lange Zeit, aber wie hat es sich bereits verändert?

„Gut, also anfangs war San Juan de Lurigancho nur der niedrig gelegene, ebene Teil. Aber ab dem Jahr 2000 begannen sich zunehmend die Hügel zu füllen und mit der zunehmenden Menschenmenge kam es zunehmend zu starker Armut. Und das liegt daran, dass die „Municipalidad“ (dt. ~verwaltende Gemeinde) nicht die Versorgung für diese Mengen an Bevölkerung liefern kann. Mittlerweile sind wir schon an den Millionen vorbei und der größte Stadtteil Perús. Und umso weiter man auf die Hügel geht, desto einfacher werden die Lebensverhältnisse. Das alles macht es schwieriger sich zu organisieren. Genauso auch für die Autoritäten um all das zu leisten was der Bürger benötigt. Deswegen kommt es zu vielen grundlegenden Problemen. Erst gestern hatte ich wieder ein Gespräch darüber: wie schafft man es mit dem Wasser bis nach oben zu kommen? Und das gilt vor allem für die ganz oben auf den Bergen. Wie sollen sie ihr Wasser bezahlen? Wie viel kostet es sie das Wasser bis dorthin fließen zu lassen? Uns hier kostet es mehr Wasser zu haben, als die Leute in San Isidro oder Miraflores („wohlhabende“ Stadtteile Limas). Das gleiche gilt für Mobilität. Ein Mototaxi von hier bis nach oben kostet fünf Soles (ca. 1,25€ umgerechnet, vergleichsweise sehr teuer für die Menschen, die dort wohnen). Und es gibt keine andere Möglichkeit an Transport. Das alles bedeutet also einen ziemlich hohen Preis für die Menschen die hierhergekommen sind, um ihre Lebensbedingungen zu verbessern. Und hier in San Juan de Lurigancho sind fast alle ursprünglich aus Provinzen, Menschen, die in erster Linie aus der Sierra hierhergekommen sind. Deswegen kann man sagen, dass die neunziger hin zum Jahr 2000 eine ziemlich große Veränderung in San Juan de Lurigancho stattfand. Und deswegen wird es auch jetzt weiter immer schwieriger und die Armut steigt mit der steigenden Einwohnerzahl. Dazu muss man auch sagen, dass die Menschen nicht auf den Hügeln wohnen müssen, nur um arm zu sein. Und daran sieht man, dass es eine Ungerechtigkeit gibt, die in ihrem Ausmaß schrecklich ist. Es gibt Menschen die an absoluten Existenzminimien leben und die Ungerechtigkeit macht, dass all diese notwendige Versorgung nicht dort ankommt, wo sie wirklich gebraucht wird und stattdessen benutzt wird, wo sie eigentlich nicht gebraucht wird. Das sieht man stark an diesem Distrikt hier.“



Du sagst, die Hoffnung auf ein besseres Leben ist für viele die Motivation hierher zu kommen. Würdest du sagen, das ist etwas, was sich auch erfüllt?

„Nein. Es erfüllt sich nicht. Und wir von der Lombriz feliz sind manchmal zu Fuß auf den Hügeln unterwegs, reden mit Menschen, sehen die Bedingungen, wie sie dort leben. Viele fragen sich selbst warum sie überhaupt hier sind, warum sie nicht zurückkehren, auf ihre Felder gehen, wo viele herkommen. Aber oft sagen die Menschen, hier sehen sie zumindest ein bisschen was vom Geld. Du hast zwar keins, aber du siehst es zumindest mal, du kannst es mal anfassen. In der Sierra hingegen, hast du genug Essen, das stimmt, trotzdem gibt es andere Dinge, die dir fehlen. Deswegen bleiben sie hier wohnen, trotz allem. Aber es ist wirklich schwierig die ganze Situation. Ich weiß nicht warum, aber manchmal macht man hier dann einfach weiter. Zurück zu gehen in die Sierra würde auch schwere Arbeit für viele bedeuten. Und deswegen kehren viele eben auch nicht zurück. Und vielleicht ist es auch ein bisschen dieser Gedanke: „Ich will nicht zurück gehen, denn ich bin schließlich in Lima. Wer in Lima lebt, dem geht es besser.“ Dieser Trugschluss, der eigentlich gar nicht wahr ist. Ich bin in Lima, mir geht es besser, ich habe Geld, ich kann mehr Dinge machen. ‘, es ist die Nachricht, die man

signalisiert, wenn man auf sein Land zurück geht. Wenn du aufs Land blickst, wollen alle hierherkommen, aber wenn sie hierherkommen, schämen sie sich zurück zu gehen. Zu sagen 'Nein, ich kehre wieder um.' "

Was sind konkrete Probleme der Infrastruktur hierher auf die Hügel rings um die Hauptstraße durch San Juan de Lurigancho?



„Es ist das Wasser, es ist die körperliche hygienische Versorgung. Es gibt kein Platz für Grünflächen, die wichtig sind. Alles sind Steine und Sand, die schwierig zu handhaben sind. Und wenn du auch kein Wasseranschluss hast, womit sollst du dann überhaupt Pflanzen gießen? Das ist also ein ziemlich starkes Problem. Auch der Zugang ist ein Problem, weil es keine Verbindungen gibt, um Straßen oder Wege zu bauen. Es ist einfach schwierig, weil alles so felsig ist. Es geht also um eine Erreichbarkeit zu den vielen Häusern auf den Felsen. Und mit dem Strom ist es so,

manchmal kommt er an, manchmal nicht. Hinter dem Strom stecken private Unternehmen. Und auch wenn es um die Konstruktion von Häusern geht. Wenn du in den höher gelegenen Gegenden baust, kostet das sehr viel. Auch weil du das Material bis nach oben transportieren musst. Wie macht man das? Und wenn du ein Haus dort doch wieder verkaufen wollen würdest, kannst du es nicht für den gleichen hohen Preis machen. Außerdem ist es umso höher auch desto gefährlicher wegen Zusammenbrüchen, die passieren können. Das sind große Risiken, auch für den Transport. Das ist alles ein Zusammenwirken von Problemen, die einen starken Einfluss auf die hier lebenden Menschen haben.“

Was würdest du sagen sind Auswirkungen des Klimawandels, die man hier spürt? Oder über die man hört?

„Es gibt unterschiedliche Auswirkungen. Ein paar, die man auch konkret am Arbeitsfeld der Lombriz feliz ausmachen kann. Es sind zum Beispiel neue Insekten aufgetaucht, die man hier zuvor nicht gesehen hat. Das ist etwas, was das Anpflanzen beeinflusst. Auch wenn wir nicht unbedingt vieles anbauen, merkt man das. Ein anderer Unterschied ist auch die Keimung der Samen.

Einige Samen haben so vor einiger Zeit ziemlich schnell gekeimt, jetzt wiederum ist das nicht mehr so. Das bedeutet bestimmte Anpassungen müssen vorgenommen werden, damit die Samen weiterhin keimen. Es gibt auch Unterschiede bei den Produkten, die hier in der Gegend so angebaut und verkauft werden. Spinat, Pak Choi, die haben wir hier immer angepflanzt und sie sind immer sehr schön gewesen. Aber jetzt fangen sie sehr schnell zu blühen an. Und das hat sich irgendwie total schnell gewendet. Im vergangenen Jahr mussten wir deswegen all die Pflanze wieder entfernen. Einfach weil



sie zu schnell geblüht haben. Und das liegt an der steigenden Hitze. Dann will die Pflanze bei der vielen Sonne viele Samen abwerfen, um sich zu vermehren. Und das Ergebnis ist, dass keine so schönen, für uns verwendbaren Blätter dabei mehr herauskommen. Und klar es ändert sich natürlich auch die Temperatur. Von Mal zu Mal wird sie stärker und man kann nicht mehr so lange in der Sonne sein, weil es sich so anfühlt, als würde deine Haut verbrennen. Das war davor nicht so, aber jetzt ist es immer stärker.“

Würdest du sagen du bist gewissermaßen eine (Umwelt-)Aktivistin? Was ich oft gehört habe, ist, dass in Südamerika viele Umweltaktivist*innen stark verfolgt werden.

„Öhm ich weiß nicht. Aber ja, ich habe mich schon immer für eine Art von aktiv sein, engagiert. Und das werde ich auch weiter machen. Und ich fange an bestimmte Sachen zu machen, die meiner Meinung nach wichtig sind. Das mag ich sehr und mir wird auch zurückgemeldet, dass ich darin sehr leidenschaftlich bin. Aber das kommt durch das Thema, beim Abfallmanagement zum Beispiel, da bin ich sehr fordernd. Nicht nur wegen allem, was gemacht werden muss, sondern auch all dem, was noch mehr gemacht werden könnte. Also ja vielleicht bin ich eine Halb-Aktivistin. Aber wie ich es dir schon gesagt habe, ich mag das, was ich mache. Und deswegen ist mein Zeil, wenn ich vor Gruppen stehe oder hier im Team arbeite, vor allem Verständnis.“

Verfolgung gibt es viel in der Sierra, in Cajamarca, insbesondere in der Selva sowieso. Dort gibt es die allermeiste Verfolgung, und Ermordungen. Zum einen durch den Drogenhandel, weil Klima Aktivismus ihnen nicht nützt. Zum anderen auch durch die Kraftstoffe, die dort (oft illegal) entnommen werden, auch im Zuge der Regenwaldrodung, der Abholzung. Aber diese Aktivisten versuchen zumindest noch ein Stück Erde zu verteidigen, das Reichtum, das darin steckt. Aber weil Interessen im Spiel sind, ökonomische, denen der Aktivismus nicht gefällt, stecken sie uns lieber ins Gefängnis. Das machen sie. Und leider will die Regierung, diese Proteste unterbinden, sie will diesen Aktivismus nicht, weil er ihnen nicht nutzt. Diejenigen, die trotzdem für ihre Rechte aufstehen, werden dann schnell abgestempelt, als Terroristen, bis hin zu Drogenhändlern. Das ist immer so wenn jemand sich für Gerechtigkeit einsetzt. Sie wollen den Aktivismus also ruhigstellen, so oder so. Es ist ihnen sogar die unterschiedlichsten Mittel wert. Viel mehr werden sogar unterschiedliche Kommunikationswege dafür bereitgestellt. Das sind die Medien, die jeden Tag aktiv sind und ausschließlich dem Zweck dienen bestimmte Menschen zu katalogisieren. Und dann lassen sie die Menschen diese Informationen glauben. Sie spielen mit unserer Intelligenz. Das ist ein ziemlich starkes Thema. Und hier in Peru wird es auch immer stärker. Und es ist schon auch durchaus so, dass damit eine gewisse Furcht erzeugt wird. Weil wir schon wissen, dass der Staat mit den Großen verbündet ist. Und sie werden diesen Aktivismus niemals zulassen. So ist das leider. Bei den letzten Wahlen gab es auch viele Diskussionen warum eine Linke überhaupt kommen sollte. Die Linken sind schließlich ‘Terroristen’. Die Linken sind immer ‘Terroristen’. Aber dann sagen sie die Rechte darf kommen, sie dürfen die Hälfte der Welt töten, aber sie sind keine Terroristen. Und ab irgendeinem Moment fing ich dann an zu diskutieren. Was meinen die mit Terrorismus? Gewalt ist immer Gewalt. Aber anscheinend ist die Gewalt, die von rechts kommt nicht die gleiche, wie die Gewalt die von Links kommt. Aber wenn du einen Menschen tötest, dann ist das doch das gleiche, es ist Gewalt. Soll das bedeuten, wenn die Linke tötet ist es Gewalt und wenn die Rechte tötet, dann ist es Gerechtigkeit. Was für ein Ding? Das habe ich mir gedacht. Das ist mir klar geworden, als ich die Medien da verfolgte. Und gut, an diesem Punkt sind wir schon angekommen. Es gibt niemanden der dich beschützen würde.“

Du hast mir doch mal erzählt, dass du schon mal in Deutschland warst. Wie würdest du sagen war so dein Eindruck von Deutschland?

„Hm mal sehen, also als ich nach Deutschland gereist bin habe ich wirklich gesagt, es ist als würde ich in die Zukunft reisen. Das war auch so ein bisschen mein erster Eindruck. Als ich angekommen bin, ist mir erstmal aufgefallen, wie organisiert alles ist, oder zumindest auf mich wirkte. Auch die Verantwortung Zeitpläne einzuhalten, was uns zum Beispiel herausfordert. Was mir aber sehr gefallen ist, war auch der Respekt, dass einerseits auf Autoritäten gehört wird, aber wenn es mir falsch vorkommt, dann mache ich es auch nicht. Und was ich auch gut fand, ist, wie auf den Wasserverbrauch geachtet wurde. In den Unterkünften, wo wir waren, wurde all dieser Verbrauch minimal gehalten. Und ich war im Jahr 2009 dort. Und schon damals wurde darauf viel geachtet. Das gleiche gilt für den Abfall, der vor Ort verwertet wurde. In einem Haus, wo wir waren, hatten alle ihren eigenen Kompost und haben dorthin auch ihre Blumenerde bezogen, die hinterher dann zum pflanzen wiederbenutzt wurde. Und das direkt bei sich zuhause. Oder was mir auch aufgefallen ist, ist das sich die Autos nicht alle an den Kreuzungen getümmelt haben, sondern es Ampeln gab. Bei Rot halten und bei Grün eben fahren. Und eines Tages bin ich dann mit einer mitreisenden Freundin alleine rausgegangen, davor waren wir nur in Begleitung gewesen. Und dann standen wir da an der Straße, um zu warten bis die Autos vorbeifahren und gleichzeitig warteten die Autos, bis wir die Straße überqueren. Das war eine lustige Situation. Das habe ich sehr wertgeschätzt. Diese Art sich ein bisschen mehr als organisiert zu zeigen und der Umwelt mehr Wert zuzumessen. Eines Tages sind wir zum Beispiel dann auch im Schwarzwald wandern gegangen. Und dort konnten wir sehen wie sehr alles gepflegt wird. Nicht voller Abfälle, wie hier. Oder auch, dass der Natur Zeit gegeben wird. Dass Bäume nicht gefällt werden dürfen bevor sie ein bestimmtes Alter erreichen. Das hat mir sehr gefallen, dann habe ich mich gefragt warum wir nicht auch so sind. Wenn etwas dir hilft Leben zu erhalten und du es aber beendest, dann können wir auch nicht weiterleben. Und deswegen müssen wir es beschützen, weil es Teil des Lebens ist. Und diese Sachen, die ich so schön fand, sind Dinge, die es mir dann später auch einfacher gemacht haben mit der Arbeit hier. Weil ich wusste wir könnten es auch anders machen. Warum sollten wir dafür noch länger brauchen, wenn wir sehen, dass man es dort auch schon kann? Das ist hier allerdings natürlich auch schwieriger durch verschiedene Umstände. Aber es gibt Dinge, die man anpassen kann. Und dieses Herauskommen, Erfahren von anderen Realitäten, Lernen aus Erfahrungen, die mir das Reisen gebracht hat, das hat meine Mentalität geöffnet. Und mich zum aktiv sein gebracht. Und das finde ich etwas Wichtiges.“



Für mich gab es so einen ähnlichen Moment, als ich hierherkam, zur Lombriz feliz und gesehen habe, wie ihr euch organisiert. Wie die organischen Rückstände von den umliegenden Märkten systematisch einholt und kompostiert, sowie Nachbar*innen ihre Säckchen mit Biomüll regelmäßig durch eine Klappe im Tor werfen, das hat mich total fasziniert. Und das alles im nächsten Umfeld.

„Ja, heute zum Beispiel war wieder so eine „Municipalidad“-übergreifendes Treffen vieler unterschiedlicher Gremien, mit Repräsentanten jeder „Municipalidad“, wie sie ein übergreifendes Abfallsystem etablieren wollen. Und dann wurden wir beispielsweise auch eingeladen, als eines der Vorbilds Modelle, wie es funktionieren kann. Und dann kam die Frage auf, wieso diese Systeme an manchen Orten funktionieren und an anderen nicht. Was dann oft gesagt wird, ist, die Menschen dort seien schwierig. Und dann sage ich „nein!“, klar ist es schwierig umzusetzen, weil es eine Veränderung

von Mentalität bedeutet. Ein Umstellen von Gewohnheiten. Und das braucht Zeit, seine zwei, drei Jahre, aber es geht. Es ist nicht so als wäre es nicht möglich. Schließlich macht es die Lombriz feliz und hat Menschen, die mitmachen. Und deswegen weiß ich, dass das auch an anderen Orten geht. (Si se puede!). Es gibt so viele Sachen, die gemacht werden können, aber es gibt auch Dinge, die Zeit für den Prozess dorthin brauchen.“

Was sind deine Träume?

„Mein Traum war schon immer diesen Ort hier zu einem Modell für Umwelterziehung aufzubauen. Irgendwie ist er das auch schon, und ja er nutzt schon hier und da, wir haben unsere Besuchenden, verkaufen unsere Produkte. Aber ich wünsche mir, dass sich der Umfang weiter vergrößert, dass diese Systeme auf höherer Ebene auch gedacht werden. Sodass das hier ein Ort ist, der zeigt wie es gehen kann, der Menschen bildet, und Menschen motiviert das zu sehen. Sodass sie im Endeffekt auch wieder etwas an die Natur zurückgeben werden. Weil wir ihr entspringen und von ihr abhängig sind, also warum wertschätzen wir das nicht? Für mich sollte diese Organisation schon immer so etwas werden. Auch, dass die Lombriz feliz sich selbst finanzieren kann und ihre eigene Kreislaufwirtschaft hat wünsche ich mir. So haben wir jetzt zum Beispiel auch Sonnenpaneele, um nicht so abhängig von Stromanbietern zu sein. Vielleicht ist es auch möglich die Wasserversorgung der umliegenden Häuser von hier aus zu regulieren, beziehungsweise sie und uns unabhängiger von der Wasserversorgung von unten zu machen. Vielleicht wäre es auch möglich die Energie, die unsere Küche benötigt hier generieren zu können, mit Hilfe eines Biodigesters. All das sind meine Wünsche, sie alle sind Teil eines Systems. Es geht ums zeigen, dass es möglich ist. Nachhaltig zu sein. Das es möglich ist so zu arbeiten mit diesen drei Eckpfeilern der Nachhaltigkeit, das Soziale, das Ökonomische und die Umwelt. Ohne eines davon geht das andere nicht. und dort fangen wir an, bei diesem Gleichgewicht. Und ich hoffe, dass das auch so wird. Das ist mein Ziel auf Arbeits-Ebene und in persönlicher Hinsicht. Aber klar, ich würde auch so gerne alles auf dieser Welt kennenlernen, ganz viele Erfahrungen sammeln und sehen was möglich ist.“

“Gracias!”, - “No, gracias a ti!” - hieß es dann das letzte Mal nach diesem Gespräch.

Die Zeit, die ich bei der Lombriz feliz verbrachte, von Mitte Mai an jeden Mittwochvormittag und Donnerstagnachmittag, gestaltete sich durch kleine Aushilfsarbeiten, die mir immer sobald ich eintraf gegeben wurden. Das konnte das Kleben von Pflanzenförmchen aus Klopapierrollen sein, das Einpinseln von Blumentöpfchen, Gemüse setzen oder auch mit beobachten wie Besuchsgruppen vom Team über das Gelände geführt wurden. Mein Lieblingstag war der Tag des Umzugs, den auch Mary in ihrem Interview erwähnt hat. An diesem Tag wurden mehrere Colegios, sowie NGO's aus der Gegend, zusammen mit ihren Bands, eingeladen, um einen gemeinsamen Umzug zu gestalten. Dieser ziemlich große Zug aus Menschen zog dann mit jeder Menge Musik, Schildern und Krach (das kann man sich ein bisschen wie eine Demo vorstellen, nur anders) durch die Straßen San Juan de Luriganchos und sollte die dort lebenden Menschen auf Umweltthemen aufmerksam machen.



„Selbsterfahrung“

Mit dem Ausgleich und der Abwechslung, die die Lombriz feliz zumindest zu einem gewissen Grad in meinen Alltag gebracht hat, setzte für mich eine Zeit in meinem Freiwilligendienst in Perú ein, die ich als „Ankommen“ bezeichnen würde. Nach circa einem halben Jahr in Perú fühlte ich mich zum ersten Mal zumindest ein bisschen so, als würde ich gerade in einem weiteren zuhause sein, mich okay fühlen mit dem, wie es gerade ist. Ich hatte endlich ein paar Menschen um mich herum, die mehr oder weniger in meinem Alter waren, die ich kennenlernen konnte, die ähnliche Themen interessierten, wie mich, ein paar zusätzliche soziale Kontakte, die ich regelmäßig sehen konnte und nach denen ich zuvor so große Sehnsucht hatte. In den vergangenen Monaten habe ich gemerkt, wie schwierig ich es fand in meinem näheren Umfeld überhaupt Freund*innen zu finden, oder Menschen, mit denen ich mich hätte mehr oder weniger regelmäßig treffen können. Aber wie auch, wenn alle andauernd arbeiten müssen? Alternativ kannte ich nämlich zum größten Teil nur Freiwillige aus dem Süden Limas als nahegelegenste, zusätzliche Kontakte. Allerdings sind die Distanzen in Lima nicht zu unterschätzen, was ein häufiges Treffen sehr erschwerte, zumal ich nicht nur andauernd unter Freiwilligen sein wollte, gerade in meinem Alltag. Auch was das angeht merkte ich, wie es doch große Unterschiede gab, an



welchem Punkt ich in meinem Freiwilligenweg war, im Vergleich zu den Punkten, an denen meine Mitfreiwilligen standen, ich bin halt vier Monate „nachgekommen“. (Wäre das einer zynischer Vergleich, zu sagen Freiwillige mit Migrationshintergrund?) Und auch, wenn die Zeit, die ich in der Lombriz feliz verbringen durfte, also verhältnismäßig nicht allzu viel war, so hatte sie einen großen Einfluss auf mein Wohlbefinden. Sie gab mir Lust auf die verbleibenden Monate, die ich hier noch hatte. Lange hatte ich bis zu diesem Zeitpunkt das Gefühl gehabt ich würde meine Zeit, diese acht Monate hier in Perú nur absitzen, bis ich dann plötzlich merkte, wie die Zeit rückwärts rannte. Das war ein ziemlich energetisierendes Gefühl für mich, etwas das mir Motivation für meine wenigen letzten paar zerquetschten Monaten gab. Ein schönes Gefühl, das leider erst so richtig entstand, als ich schon wieder ans mich verabschieden müssen, dachte, aber mich umso dankbarer machte, bis zu diesem Punkt gekommen sein zu dürfen.

Soziale Kontakte sind Bedürfnisse, die mir in Perú so sehr an mir selbst bewusst geworden sind, wie noch nie zuvor, nicht einmal der Corona-Zeit. Denn wie lernt man eine fremde Welt kennen, wenn man selbst plötzlich auch fremd ist? Ich merkte nämlich, wie ich meine Bedürfnisse eben nicht erfüllen konnte. Wie ich mich selbst neu kennenlernen musste in einem Umfeld, genauso wie meine Bedürfnisse. Sie nicht befriedigen konnte, weil ich selbst anfangs nicht die Energie hatte mich auf Menschen einzulassen, sie auch bewusst nicht aufbringen wollte aus vermeintlichem Selbstschutz. Niemandem zu nahekommen, dann werde ich auch hinterher niemanden verlieren. Ich lernte es sehr das alleine-sein aushalten zu können, bis ich es manchmal vielleicht auch ein bisschen zu mögen begann. Aber ich war nicht zufrieden, weil meine Bedürfnisse trotzdem nicht befriedigt waren, ich hatte das Gefühl keine Bezugspersonen zu haben, bei niemandem ich selbst sein zu können. Ich war unglaublich sauer auf mich selbst, beschuldigte mich selbst, versuchte diese Bedürfnisse irgendwie anders zu kompensieren, oder viel mehr zu verdrängen. Aber es war nicht nur ich selbst, die sich dieses Gefängnis baute. Zum ersten Mal meinte ich wirklich verstehen zu können was „Zeit ist Geld“ bedeutete. Was es heißt, wenn Freunde treffen mit einem zwei stündigen Fahrtweg verbunden ist, bei dem man vielleicht noch stundenlang in Warteschlangen für den Bus steht, die ganze Woche von morgens bis abends gearbeitet wird und man seine Wäsche von Hand waschen muss. Zeitliche Grenzen, die durch Klassismus, auch in Kombination mit anderen Diskriminierungsformen entstehen (Intersektionalität ist glaube ich mein Lieblingswort). Und das merke ich, obwohl ich noch nicht einmal selber kochen muss, nicht alles putze, nicht mein Studium neben dem arbeiten finanzieren muss, obwohl ich ein Dach über dem Kopf habe, obwohl ich weiß bin, und obwohl ich weiß, dass meine Zeit hier begrenzt ist. Obwohl, obwohl, obwohl... - Und es ist nicht



bequem, es fühlt sich sogar sehr kake an. Vielleicht vor allem so lange, bis man sich daran gewöhnt. Aber es macht sauer, dieses „normal“. Es macht sauer wie unterschiedlich diese „Normals“ sind, die ich kennenlernen konnte. Und ich bin dankbar dafür das begreifen zu dürfen wie viele unterschiedliche „Normal“ es gibt. Um mich von seinen unendlichen Ansprüchen frei machen zu können. Weil einfach menschlich sein vielleicht schon reicht. Ich will Menschen sehen, all die Menschen, die auch einfach nur glücklich sein wollen, gleichberechtigt. Die genauso menschlich sind und die weniger davon zugesprochen bekommen. Vielleicht ist es das, was meine Gastschwester mit Empathie meinte.

Diese Selbsterfahrung, die ich in den vergangenen Monaten machen durfte, die Erfahrungen, die vielleicht nicht immer schön waren, mir die Augen öffneten, die will ich in meinem Herzen mitnehmen, überall, wo ich hingehe. Die mich politisierten, in so vielen Hinsichten, mir klar machten was sich selbst wahrnehmen, auf sich selbst achten bedeutet (was nicht heißt, dass ich das ansatzweise perfekt oder überhaupt immer umsetze, hehe), mir verdeutlichten wie gesellschaftliche „Grenzen“ durch Diskriminierungssysteme erzeugt werden, mich sensibilisierten für andere Perspektiven auf diese Welt, mich ermutigten anzusprechen, egal ob das, was ich sage meinem Gegenüber gefällt oder nicht, mich fragen ließen wo ich selbst Grenzen setzen will, wenn Bedürfnisse doch unendlich sind und „mehr“ nicht die Lösung für alles sein kann, mich weiter suchen lassen nach etwas, das ich Balance nenne. Und jetzt habe ich nur noch einen knappen Monat hier in Perú. Einen Monat, der womöglich eine Mischung aus 'die letzte Zeit noch genießen' und 'Abschied nehmen' sein wird. Denn einerseits

freue ich mich wieder zurückzukommen nach Deutschland, zu den Menschi, die ich dort ganz doll liebhab, und gleichzeitig macht es mir unglaubliche Angst zurück zu kommen. Und ich glaube das ist okay so.

Wenn ich mich zurückerinnere warum ich überhaupt diesen Freiwilligendienst machen wollte, dann war das vor allem, weil ich weg wollte. Weg aus Deutschland, weg aus dem Leben, in dem ich mich vielleicht ein Stück weit auch gefangen fühlte, weg von einer Person, die ich vielleicht auch irgendwie nicht mehr sein wollte. All die Zeit, die ich hier in Perú verbracht habe, habe ich so sehr gekämpft, versucht mich loszureißen, Schlussstriche zu ziehen. Aber ich habe gemerkt, ich bin schlecht darin, vielleicht wusste ich das sogar auch schon davor. Und vielleicht ist auch das okay. Es ist schließlich ein wenig schwierig vor sich selbst wegzulaufen, wenn man selbst diejenige ist, die rennt. Die Zeit hier in Perú hat mich dazu gezwungen stehen bleiben zu müssen. Sie hat mich meine eigene Resilienz erproben lassen, ein Bewusstsein dafür entstehen lassen. Weil so lange ich lebe geht es immer weiter, das hat mir auch dieser Freiwilligendienst gezeigt. Weil ich mich Tag für Tag dafür entscheide zu leben. Und dann gibt es nun mal kein klares Ende, für nichts. Und ich will so sehr leben und erleben. Ich will ich selbst sein und ich will glücklich sein. Aber genau das wünsche ich mir eben nicht nur für mich, sondern auch für alle anderen :)

Sooooo... jetzt klopfen wir uns alle einmal imaginär auf die Oberschenkel, das war jetzt mein ziemlich viel zu langer Rundbrief (hust, maximal zehn Seiten, hust)

Ich hoffe sehr, dass es trotzdem interessant war bis hierher zu lesen. Zum Schluss möchte ich einfach Dankeschön sagen. Dankeschön, dass ich die Möglichkeit bekommen habe all das machen zu können :)

Ich schicke ganz viele Umarmungen nach da draußen, an alle, die es brauchen und an alle, die es vielleicht auch nicht brauchen, und bis ganz bald, wir sehen uns hehehe <3